Geschichten aus Sachsen-Sie...

Eduard Aly



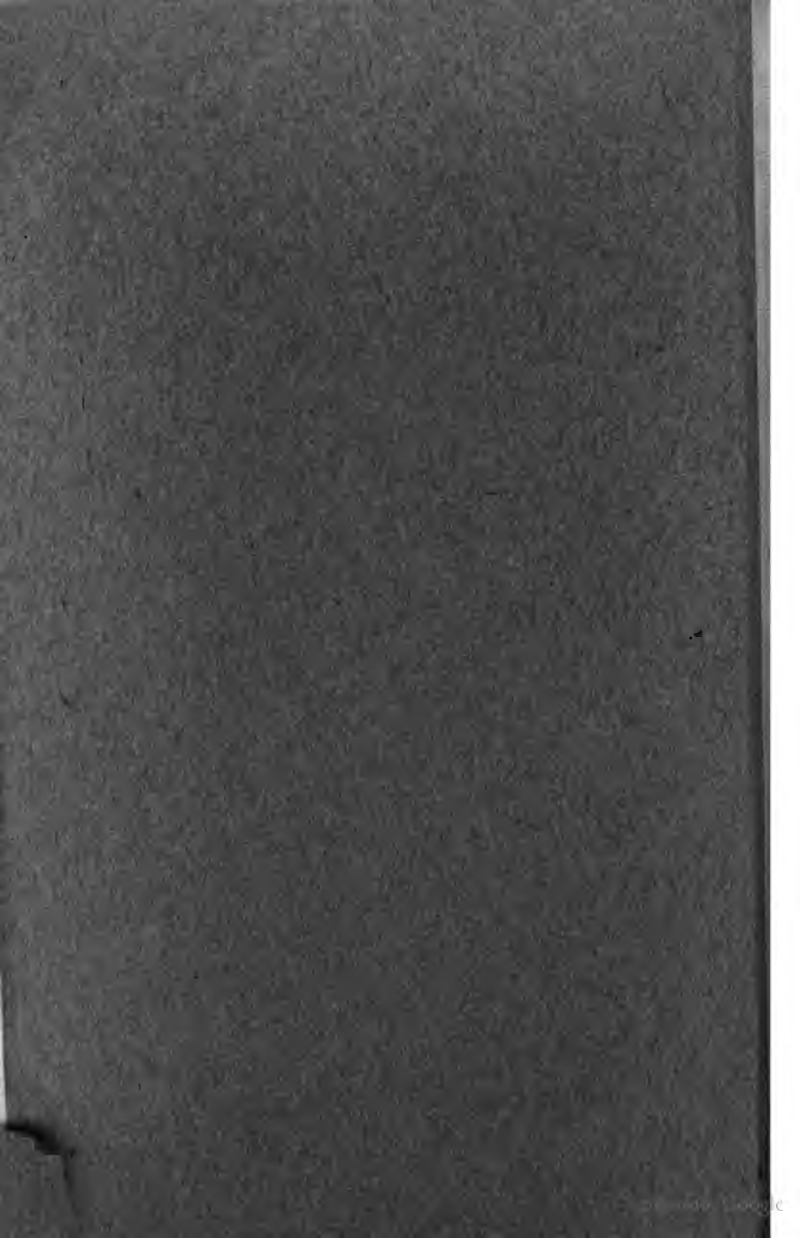

Dei
Sub Numine
Viget



Eduard Aly

Geschichten aus Sachsen-Sieben-Indien

Berlin W
F. Fontane & Co.
1901



Geschichten aus Sachsen-Sieben-Indien ❧ ❧ ❧ ❧

Von Eduard Aly erschien bisher im Verlage von F. Fontane & Co.

Wolkenkuckucksheimer Dekamerone

Der neue Schwabenspiegel

Geschichten

aus

Sachsen-Sieben-Indien

Des Wolkenkuckucksheimer Dekamerone zweiter Teil

von

Eduard Aly



Berlin W

F. Fontane & Co.

1901

An

Hedwig und Albin Kemnitz

in Apolda

Geleitwort.

✿

Auch du, mein liebes Kind, willst in die Welt
Und bittest mich um Scheidegruß und Segen. —
Hinaus, dem Wetter und dem Wind entgegen!
Nicht wahr, du bist schon ungeduldig, gelt?

Ich wüßte manches ernste Abschiedswort
Dir auf den weiten Weg noch nachzurufen.
Doch du rufst reisefertig von den Stufen:
Ich weiß schon, Vater. Bitte, laß mich fort.

Zieh hin, du ungeduldig-rasches Blut.
Geh' nur! Du wirst manch Ach und Weh erfahren.
Je nun, was thut's? In deinen goldenen Jahren
Braucht's nichts als Lachen und ein wenig Mut.

Nur Eins bitt' ich mir aus, mein liebes Kind, —
Zwar lieben sich die Leute, die sich necken,
Allein, wie nun die Menschen einmal sind, —
Laß dich in keine von den Schachteln stecken.

Und streicht dir Einer gar als Freund zum Lohn
Die von der Sonne braun gebrannten Wangen,
So laß dich nicht von schönen Worten fangen.
Sag's frei heraus: Ich bin des Vaters Sohn.

Sag' — nein. Sag's lieber nicht. Man könnte denken —
Zum Schaden trügst du schließlich noch den Spott
Grüß' mir die Jugend! Hüte dich vor Schänken,
Wo man den Wein verdünnt! — Behüt' dich Gott!

Erstes Kapitel.

Worin der Verfasser eine hochmütige Rede hält, um den Kaiser aller Reußen zu ärgern, und im weiteren Verlaufe durch Beschwörung des Großherzoglich Weimarischen Geheimen Legationsrats, Kammerpräsidenten und Staats-Ministers Dr. jur. Johann Wolfgang Goethe sein Gewissen zum Schweigen bringt.

❦

„Du!“ —

„Was willst du denn schon wieder? Laß mich doch nur einmal eine halbe Stunde in Ruhe.“

„Ich sehe dich sitzen und schreiben. Was schreibst du da, wenn ich fragen darf?“

„Sei so gut und kümmere dich gefälligst nicht um Dinge, die dich keinen Pfifferling angehen.“

„Oho! Das geht mich wohl etwas an.“

„Ich schreibe zu meinem Vergnügen.“

„Ist das auch wirklich wahr?“

„Ich finde, du bist heute recht unverschämt mit deinem Fragen, mein liebes Gewissen.“

„Soll das wirklich nicht gedruckt werden?“

„Hm! Das heißt —“

„Na also!“

„Ja, warum nicht? Wenn es die Leute lesen mögen, mir kann es recht sein.“

„Siehst du wohl. Das hab' ich mir doch gleich gedacht.“

„Aber das ist doch Nebensache, zum Donnerwetter!“

„Nebensache oder nicht. Weißt du, wie man das heutzutage nennt? Dolus eventualis. Darauf steht Gefängnis.“

„Unsinn!“

„Wer etwas schreiben will, muß etwas erlebt haben. Das, was er erlebt hat, muß einen gewissen Wert haben. Das ist nicht so, als wenn einer an seinem Stammtisch Schinken mit Rührei bestellt. Wie steht es damit, Verehrtester?“

Wenn mein Gewissen mich „Verehrtester“ tituliert, hat es — hundert gegen eins zu wetten! — unrecht. Wenn es im Rechte ist, sagt es kurz und grob: „Du, hör' mal.“ —

„Bist du im Bauche von Paris herumgekrochen?“

„Da riecht es übel. Abschreiben ist auch ein langweilig Geschäft.“

„Hast du das neue Weib erlebt?“

„Gott behüte! Die neuen Weiber sind mir noch gräulicher, als die alten.“

„Hast du ein neues Problem —?“

„Problem? Was ist das? Ein neues Tropon oder Plasmon? Kann sich ein Mensch daran satt essen?“

„Um Himmelswillen! Was schreibst du denn? Wir leben in einer großen Zeit —“

„Hm! Eben darum. — Ich will dir etwas sagen, mein liebes Gewissen.“

„Nun?“

„Halt deinen Mund.“

„Du bist recht höflich heute.“

„Bitte. — Ich meine nämlich, daß ein Mensch, der nicht einmal einen Klapphut und Lackstiefel sein eigen nennt, in einer Stunde mehr erleben kann, als der Kaiser der Franzosen oder meinetwegen, da sie in Paris einen kümmerlichen Präsidenten haben, als der Kaiser aller Reußen in fünfzig Jahren. Ein Reich zu erobern, ein feindliches Heer zu schlagen, eine Stadt in Grund und Boden zu kanonieren, ist im Grunde genommen nicht so schwer, als es aussieht, wenn man nur genug Soldaten und Kanonen hat. Das steht auch lang und breit in den Geschichtsbüchern. Wenn ich berufen

wäre, Menschen zu erziehen, ich würde sie tag=täglich lehren, zu wissen, daß es nicht auf das an=kommt, was ein Mensch thut oder gethan hat, sondern darauf, wie er es gethan hat. Wir er=leben alle dasselbe. Wir werden geboren und be=graben, ob wir wollen oder nicht. Nicht, was er erlebt, — wie er es erlebt, das unterscheidet den Klugen vom Thörichten, den Starken vom Schwachen, den Zarten vom Rohen. Das Wie scheidet Mann und Weib, Jugend und Alter. Es erhebt den Armen zum König im Kampfe um ein Stück Brot. Der König wird vor ihm zum Bettler. — Noch eins, mein liebes Gewissen: Leute im Frack reden zu hören, dazu ist alle Tage Gelegenheit, mehr als genug, und an seidenen oder halbseidenen Stoffen, die so schön rauschen, ist wahrhaftig kein Mangel. Verstehst du mich?“

„Bitte, nicht zanken.“

„Zanken? Nein. Wir haben uns doch sonst immer leidlich mit einander vertragen, gelt? Frei=lich, ich hab' immer nachgeben müssen. Du hättest wohl mehr als einmal deinen Mund halten können, zum Beispiel heute und damals im März, weißt du, in Frau Lillis Garten, als die Stare pfiffen und die Sonne unterging. Das heißt, damals hast du eigentlich nicht viel gesagt.“

„Oho!“

„Ich habe wenigstens nichts gehört.“

„Das könnte sein.“

„Dixi. Ich hab' einmal mein herzliches Vergnügen daran, auf die leisen Stimmen zu horchen, die in der Nacht heimlich flüstern und raunen. Ein andrer hat das viel schöner zu sagen gewußt, als ich in meinem Wolkenkuckucksheimer Deutsch. Statt mir den Rücken am Ofen zu wärmen und meine Gedanken mit dem Rauch der Cigarre in die Luft zu blasen, kann ich sie doch aufschreiben. Ich übe meinen Stil und ich sehe nicht ein, wem ich damit schaden sollte. Was?“

„Der Wahrheit.“

„Nimm mir das nicht übel. Das ist nur eine dumme Ausrede von dir. Von einem gebildeten Gewissen kann ich verlangen, daß es in „Wahrheit und Dichtung“ Bescheid weiß. Ich lese das Buch nächstens zum vierten Male. Willst du mir freundlichst sagen, was in dem Buche Dichtung ist?“

Mein Gewissen schwieg.

„Na also!“

Thalia.

✿

Na also! —

„Was von Menschen nicht gewußt
„Oder nicht bedacht
„Durch das Labyrinth der Brust
„Wandelt in der Nacht."

Zum Beispiel:

„Man kocht einen leichten Rheinwein bis zum Sieden."

„Ja wohl."

„Auf einen Schoppen, will sagen, auf ein Wasserglas, giebt man einen Theelöffel Arac."

„Schön. Weiter."

„Zucker nach Belieben."

„Noch etwas?"

„Das ist alles."

Sothanes Getränk, kleiner Dohna genannt, habe ich in mancherlei Nöten Leibes und der Seele ge-

wissenhaft erprobt und für gut und nützlich befunden zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten. Ich merke an: Auch leichter Rotwein thut in solcher Mischung gut. Deshalb sei deinem klugen und menschenfreundlichen Erfinder, den der Name nennt, an dieser Stelle der gebührende Dank vorab gezollt. Ich meine, daß er sich um die Hebung des Geschmacks ein größeres Verdienst erworben hat, als ein ganzes Dutzend moderner Lyriker mit und ohne Metrum. —

Draußen schreitet die Nacht mit unhörbaren Schritten dem neuen Jahre entgegen. Neues Hoffen! Neues Irren! In Ewigkeit, Amen. Was hätten wir sonst?

Lustig züngeln die blauen Flammen um den blitzenden Kessel, in dem es leise summt und brodelt.

In endlosem Zuge ziehen die kommenden Stunden herauf, zwischen Tag und Nacht, durch den Winter zum Frühling, vom Sommer zum Herbst. Eine jede birgt ein kleines Glück im Gewande. Ach, daß wir nicht immer auf das große warteten, daß wir mit den Stunden zu spielen wüßten, wie selige Kinder mit einem Stückchen Holz, mit einigen Steinen. Wir gleichen den Kindern der Reichen, den unseligen Kindern, die jeden Tag eine neue Puppe haben müssen, um

morgen ihrer ebenso überdrüssig zu sein, wie heute der alten. —

In Alltagsleben sitzen sie jetzt in der geheizten Kirche und hören die Sylvesterpredigt, dachte ich. Früher wurden die Kirchen nicht geheizt. Die Andächtigen bekamen kalte Füße. Aber sie ließen sich von den Worten wärmen, die von der Kanzel in die Herzen fielen. Heute werden die Kirchen geheizt. Die Leute haben warme Füße. Aber die Worte, die unter die Kanzel fallen, lassen die Herzen kalt. —

Hm! Du sollst — du sollst nicht — du sollst — du sollst nicht. Die Worte begleiteten hartnäckig wiederkehrend das Tick-Tack des Pendels als Text.

Du sollst nicht stehlen. —

„Knochenmuß! Will der Kerl auf der Stelle seine unnützen Pfoten an die Hosennaht nehmen! Ich glaube, der Himmelhund krabbelt seinem Nebenmanne in der Tasche herum.“

„Zu Befehl!“

Der Musketier Knochenmuß legt stramm die langen Finger an die befohlene Stelle, ob ihm auch die Nase gewaltig juckt, als müßte er mit den beiden unnützen Pfoten zugreifen.

Du sollst nicht stehlen. — Das geht.

Du sollst glauben. —

„Ich kann nicht, Herr Unteroffizier.“

„Sieh Einer an! Der Kerl kann nicht. Ich will Ihnen etwas sagen, Knochenmuß. Was befohlen ist, wird gemacht. Verstanden?“

„Ach Gott, Herr Unteroffizier, ich kann doch aber nicht.“

„Will der Kerl gleich das ungewaschene Maul halten! Wenn er nicht machen kann, was befohlen ist, werd' ich ihn dem Herrn Hauptmann melden und er fliegt drei Tage ins Loch.“ —

„Schafskopf!“ sagt der Gefreite Ziegenspeck zum Musketier Knochenmuß, als der Dienst zu Ende ist. — „Dü mußt man so thun.“

Eine nette Sylvesterpredigt! Teufel! —

„Guten Abend.“

Neben mir zu meiner Linken hat zu meinem nicht geringen Befremden geräuschlos ein vom Kopf bis zum Fuß in feines, schwarzes Tuch gekleideter Herr auf einem Drehsessel Platz genommen. Er hat den spiegelblanken Cylinder auf das Klavier gelegt und streift die hellroten Glacéhandschuhe mit den lässigen Bewegungen eines Weltmanns von den Fingern.

Ich erhob mich.

„Mit wem habe ich die Ehre, bitte?“

„Sie waren so freundlich —“

„Im Gegenteil.“

„Sie waren so freundlich, mich an die Wand zu malen.“

In scharfen Umrissen trat in diesem Augenblick der Schatten des schwarzen Herrn auf der hellen Tapete der Wand hervor. Ich griff in peinlicher Verwirrung nach dem Kistchen mit meinen Festtagscigarren.

„Sie rauchen doch?“

Der Herr in Schwarz nahm mit höflicher Verbeugung die angebotene Cigarre an. Ich beeilte mich, ein schwedisches Zündholz anzustecken.

„Danke, ich habe bei mir.“

Der Herr in Schwarz hielt die Cigarre gegen den wohlgepflegten Nagel des kleinen Fingers der linken Hand, aus welchem ein Flämmchen züngelte. Nach dem ersten Zuge aus der entzündeten Cigarre blies er leicht gegen den Finger, worauf das Flämmchen eilfertig herabhüpfte, um über das grüne Tuch des Tischs geradeswegs in den Spirituskocher hinein zu laufen, über welchem mein Sylvestergetränk brodelte.

„Man darf nichts umkommen lassen,“ sagte mein Gast lächelnd, während ich das plötzlich aufschäumende Getränk in zwei Gläser goß, um es nach Vorschrift kunstverständig mit Zucker und Arac zu würzen.

Das zweite Glas fehlt nie auf meinem Tische. Wenn niemand kommt, es zu benutzen, setzt sich ein lieber, unsichtbarer Gast dahinter und trinkt mir zu. So bin ich oft einsam, nie allein. —

Der schwarze Herr sah meiner Hantierung aufmerksam zu.

„Am Sylvesterabend komme ich seit Jahren zu Ihnen. — Nach Wolkenkuckucksheim —“ ergänzte er schnell, als läse er eine Frage von meinen Lippen. — „Die Quadrille à la cour auf dem Brocken, — mein Gott! — es ist immer dieselbe Geschichte. Diese alte Garde von meinem corps de ballet! Die beiden Fräulein Lot tanzen immer noch mit. Kommt einmal eine, die sich sehen lassen könnte, kommt sie gewiß in Radfahrhosen. Auf dem Besen wollen sie nicht mehr reiten. Ich kann sagen, was ich will. Gestern Abend treffe ich Frau Ökonomierat Baubo. Sie kennen sie?“ — Ich nickte. — „Eine vortreffliche alte Dame! Natürlich fuhr sie auf einem Brennaborrade. — Ich danke sehr. Ich trinke zwar nichts Kaltes —“

Er nahm das Glas, das ich ihm reichte, und kostete vorsichtig den dampfenden Trank.

„Nicht übel. Wenn ich noch um einen Löffel Arac bitten darf. — Danke, danke! Nicht zu viel.

Ich kann seit einiger Zeit nichts mehr vertragen. Wenn man alt wird —"

Ich sah die schlanke, geschmeidige Gestalt mit prüfenden Augen an.

„Sie wollen von Altwerden reden?" unterbrach ich ihn lebhaft. „Sie haben kaum ein graues Haar."

„Wie alt schätzen Sie mich?"

Der Herr in Schwarz sah bei dieser Frage weit älter aus, als zuvor. Ich dachte nach. — Angramainjus — Völkerwanderung — Vierhundert nach Christus. — Ich rechnete an den Fingern.

„Einen Augenblick, bitte. — Ich meine, um vierhundert nach Christus hat Ihr seliger Herr Vater noch gelebt?"

Er nickte stumm.

„Sie können unmöglich älter sein als Mitte vierzehnhundert," sagte ich schnell.

Er nickte zum andren Male und seufzte dazu.

„Ich bin vor der Zeit alt geworden. Kein Wunder! Wie mir die Menschen mitgespielt haben, es ist schändlich. An die ersten vierzehnhundert Jahre will ich denken."

Er strich, den kleinen Zeigefinger spreizend, die Asche seiner Cigarre am Weinglase ab, so daß sie in das Glas fiel.

Ich stieß einen Laut des Bedauerns aus und schickte mich an, ein neues Glas zu holen. Er hielt mich am Arme fest.

„Bitte, bemühen Sie sich nicht. Es ist nur eine schlechte Angewohnheit von mir seit den Hexenprozessen. Asche reinigt den Magen, sagt meine alte Großmama. Die gute Frau lebt noch ganz in den alten Zeiten. —“ Er nippte gedankenvoll an seinem Glase. — „Nein, nein!“ fuhr er mit einer entschiedenen Bewegung des scharfgeschnittenen Kopfes fort, — „Ich bin nicht undankbar. Es ist besser geworden, viel besser, ohne Zweifel. Ich weiß sehr wohl, ich verdanke es zum großen Teile Ihnen, Ihnen hier in Wolkenkuckucksheim.“

Ich errötete wie ein Mädchen, das zum ersten Male von einem Manne hört, daß es schön sei.

„Aber die Leute wollen gar zu gern große Kartoffeln bauen. Sie pfeifen das alte Lied immer wieder von vorn. An allen Ecken und Enden faseln sie noch immer von meinen Plänen, von meinen Gedanken. Was hat der Faust genützt?“ — Er schnippte mit den Fingern. — „Nicht so viel. Die Leute kennen mich nicht. Sie wollen einen Sündenbock haben, auf den sie ihre Schande abwälzen können. Wenn sie nichtswürdige Gedanken hegen und sich mit ruchlosen Unthaten

brüsten, wie ich sie tagtäglich in den Zeitungen lese, so sollen sie der Wahrheit die Ehre geben und menschlich nennen was menschlich ist, meinetwegen auch unmenschlich. Darüber mögen sich die Sprachgelehrten streiten. Aber sie sollen nicht anständige Leute mit der schmutzigen Wäsche inkommodieren und kompromittieren, die aus ihrem eigenen Schandkessel kommt. Pfui T — ambur!"

Er leerte sein Glas mit einem hastigen Zuge. Ich füllte es von neuem.

„Diese Damen und Herren sollten Gott auf den Knieen danken, daß ich mich quäle und schinde, ihnen den faden Teig zu säuern und zu salzen, den sie von heute auf morgen kauen müssen. Sie sind faul. Sie wollen etwas Gutes essen und nach Tisch die Hände über dem Magen falten. Sie sind plump und gemein. Sie verstehen keinen Spaß, wenn ich einmal einen von ihnen herumquirle, damit ihm die Augen aufgehen. Sie sind frech und verlogen, wie die Buben, wenn der Lehrer fragt: wer hat das gethan? Dann bin ich es gewesen. Sie sind unschuldig, wie die neugeborenen Lämmer. Sie lügen den Herrgott an, als wär' er ein Polizeikommissar. Läßt er aber in seiner Güte solch einen Lümmel einmal laufen, ohne ihm das Fell zu zausen, wie ers verdiente, dann schimpfen

sie hinter mir her, wie die Rohrsperlinge: Der dumme Teufel! Dabei soll ich nicht amtsmüde werden! Dabei soll ich gute Laune behalten und Berufsfreudigkeit! Ich möcht' es — weiß Gott! — erleben, was diese dummstolze Gesellschaft ohne mich anfangen würde, wenn ich mich pensionieren ließe. Die Leute würden sich wundern. Glauben Sie, daß ein Mensch noch heiraten wird, wenn ich nicht mehr für das bißchen bengalische Beleuchtung sorge? Utan svafvel och fosfor, selbstverständlich. Aber ohne Feuer läßt sich keine Suppe kochen und wenn man Tag und Nacht Wasser trüge, wie die Damen des Herrn Danaus weiland."

Er schwieg und sah mich an, wie jemand, der auf eine Frage eine zustimmende Antwort erwartet.

„Ich gebe Ihnen vollkommen recht, Herr . . . Herr . . ." Ich stockte, ob der Anrede verlegen.

Mein Gast überreichte mir eine zierliche Karte, die er aus der Brusttasche seines Rockes zog. Ich las: Ahriman Voland, Dr. alchym. et rer. kabb. Ich begriff, daß der hohe Herr inkognito zu bleiben wünschte. Ich atmete erleichtert auf. Er war also in keiner offiziellen Mission zu mir gekommen.

„Sie haben ganz recht, Herr Doktor. Ich habe nie begriffen, weshalb die Herren der Schöpfung nicht in ihren Busen greifen. —" Doktor Ahriman

Voland legte die rechte Hand an die Kehle und hustete zweimal mit sichtlicher Diskretion.

„Hm! — Weshalb die Menschen das Prinzip des Bösen —“

„Sprechen wir nicht davon,“ fiel er mir in das Wort. „Es ist alles gut, was von Gott ist. Auch das.“

„Verzeihen Sie! Ich wollte nur sagen: Warum greifen die Damen und Herren der Schöpfung nicht in ihren eigenen Busen? Das Gute liegt nah. Das Böse auch. Es ist empörend, daß jeder Hansnarr, der über seine eigenen langen, ungeschickten Beine stolpert, daß jede Nähmamsell, die vom Sonntag bis zum Samstag mit den Augen klappert, sich berechtigt glaubt, auf der Straße von Ihnen gegrüßt zu werden. Ich will von denen nicht reden, die nichts Eiligeres zu thun haben, als Hals über Kopf bei der ersten, besten Gelegenheit zu Ihnen zu gehen. Sie haben wirklich besseres zu thun. Sie haben ein schwer Stück Arbeit, den Karren vorwärtszuschieben, damit er nicht im Sumpfe stecken bleibt.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte Doktor Ahriman Voland mit einfacher Würde. „Es thut mir wohl, ein vernünftiges Wort zu hören.“

Er klopfte zweimal mit dem Absatz auf die

Zimmerdiele und lächelte, wie ein Feinschmecker, der eine Auster verschluckt.

Ein tiefer, summender Laut unterbrach die Stille der Nacht. Durch die offenen Flügelthore der Zeit hielt der Genius des neuen Jahres stummen Grußes und mit unbewegtem Antlitz seinen Einzug über die schweigende Erde, begrüßt von Millionen hoffender, — irrender Herzen. —

Mein Gast war aufgestanden und hatte Hut und Handschuhe ergriffen.

„Prosit Neujahr! Auf Wiedersehen!“

Er reichte mir die feine, weiße Hand zum Abschied. Ich sah, wie eine kleine, edelsteinfunkelnde Schlange, die ein Krönlein auf dem Kopfe trug und bisher in seiner Hand geruht zu haben schien, sich blitzschnell um den Goldfinger zum Ringe zusammenrollte. Er klopfte noch einmal. Die Diele öffnete sich geräuschlos. Eine blaue Flamme schlug hervor. Unter ihr schloß sich mit Sekundenschnelle der geheimnisvolle Ausgang. Mein liebenswürdiger Gast war verschwunden. Ich hab' ihn bis heute nicht wiedergesehen. — Schade!

. . . .

Das Glas, aus dem Doktor Ahriman Voland getrunken hat, bewahre ich zum ewigen Andenken auf. Seine Karte habe ich dem germanischen

Museum in Nürnberg gestiftet. — Zur Vermeidung von Mißverständnissen halte ich es für richtig, hinzuzufügen, daß ich, Dank dem kleinen Dohna, am nächsten Morgen mit klarem Kopfe und fröhlichen Herzens aus traumlosem Schlafe gegen neun Uhr erwacht bin.

Zweites Kapitel.

Wie der Verfasser gänzlich gewissenlos den erschrockenen Leser in den ‚grünen Esel' nach Normalheim schleppt, hier aber statt eines unwirklichen Erzengels mit feurigem Schwert einen wirklichen Geheimen Oberregierungsrat mit verbindlichem Lächeln vor dem Paradiese seiner Jugend aufgestellt findet, so daß er mit dem Leser und mit Kopfweh den Rückzug antreten muß.

Schulden zu haben, ist nicht angenehm. Unangenehmer ist es, ein böses Gewissen zu haben. —

„Was soll das nun wieder heißen? Die Leute wollen etwas von Alltagsleben hören und von Normalheim, und du fällst ihnen statt mit der Thür mit dem Teufel in das Haus."

„Abwarten."

„Du versprichst den Leuten Geschichten ...."

„Ich? Ich verspreche Geschichten?"

„Na, die Geschichte von Frau Lillis Garten zum Beispiel. Die Geschichte von den Roastbeef- und Rindfleischnaturen bist du den Leuten auch noch schuldig, so lange, daß sie es beinahe vergessen haben könnten, daß du noch etwas auf dem Debet hast."

„Ich sage dir: Abwarten! Wenn der Frühling kommt ..."

„Der kann lange dauern bei uns zu Lande."

„Das ist leider wahr, mein liebes Gewissen. Aber wir können es nicht ändern, weder du noch ich. Sag' einmal ehrlich: Glaubst du, daß Kopf und Herz frisch und gesund bleiben können bei diesem nichtsnutzigen, niederträchtigen, neunmal vermaledeiten Malefizwetter? Wenn es regnet, schneit's; wenn es schneit, regnet's. Der Wind klappert mit den Knochen, und der Schmutz ist geradezu gräulich. Wenn du gestern mit mir in Normalheim gewesen wärst ...."

„Du solltest dich schämen, vom Wetter zu sprechen, wie ein Sekundaner in der Tanzstunde." —

Dieses Mal war es an mir, zu schweigen. Ich schämte mich volle fünf Minuten lang von acht Uhr dreißig Minuten bis acht Uhr fünfunddreißig

Minuten mitteleuropäischer Zeit ohne Unterbrechung.

Ich war Tags zuvor einer Einladung des regierenden Bürgermeisters von Normalheim gefolgt. Erich von Wohlleben war da, „unser gemeinschaftlicher Freund“ Erich von Wohlleben. Herr Lothar von Vetterlich, das neugeadelte Haupt der alten Stadt Normalheim, hatte sich plötzlich zu erinnern gewußt, daß er vor fünfundzwanzig Jahren milchbrüderlich an den Brüsten derselben alma mater gelegen hatte, an denen sich auch mir die nährenden Quellen des römischen und des kanonischen Rechts überreichlich erschlossen hatten. Wir hatten uns beiläufig im Laufe der Jahre zehnmal gesehen, ohne uns anzureden oder auch nur zu grüßen. Der Herr Bürgermeister hatte in einem zierlichen Brieflein seiner lebhaften Befriedigung Ausdruck verliehen, einem alten Bekannten aus der unvergeßlichen Studentenzeit unverhofft wieder zu begegnen, und mich gebeten — nein, ergebenst gebeten, zu einem zwanglosen Zusammensein mit „unsrem gemeinschaftlichen Freunde“ Erich von Wohlleben abends acht Uhr c. t. im ‚grünen Esel‘ freundlichst zu erscheinen.

Ich entsann mich recht gut, daß wir, mein ‚Freund‘ Erich von Wohlleben und ich, drei oder

vier Monate lang mittags und abends unsre Beine unter denselben Wirtstisch gesteckt hatten. Er war damals der verhätschelte Liebling aller Damen, welche in einem gefügigen Werkzeuge ihrer Launen das männliche Ideal ihrer Puppenkopfgedanken sehen. Er war der Mann, ohne den es nicht ging. Er war, um mit drei Worten alles zu sagen, ein reizender Mensch. Er tanzte ritterlich mit den ältesten Garnituren der alten Garde, besonders wenn sie den Vorzug hatten, die Töchter oder die Nichten eines Generals oder eines Präsidenten zu sein. Er hatte nie einen Rausch. Er war höchstens etwas animiert. Es war daher vollkommen selbstverständlich, daß er der schönen Marie, wegen der Wirtschaft „zum Paradiese" von den Studenten „Peri" benannt, das hübsche Köpfchen verdreht hatte. Es war auch nicht zu leugnen, daß sein anschmiegsames Wesen, seine guten Manieren ihm eine gewisse Liebenswürdigkeit verliehen, wie sie Menschen zu eignen pflegt, die mit der ganzen Welt auf gutem Fuße stehen.

Solches erwog ich in meinem Gemüte, als ich auf dem Wege nach Normalheim meine Erinnerungen an Erich von Wohlleben aufmarschieren ließ. Er hatte „Carriere gemacht", und ich glaube gern, daß er sie „gemacht" hatte. Ein langer Titel

schmückte die elfenbeinfarbige Karte, die er bei mir abgegeben hatte. „Geheimer Oberregierungsrat und vortragender Rat im Kultusministerium“ stand auf der Karte zu lesen. Ich sann einen Augenblick nach. Nein, Gott sei Dank, wir standen nicht auf du und du.

Es ist ein melancholisches Vergnügen, in den Erbbegräbnissen solcher Butter- und Käsefreundschaften herum zu stöbern und den Toten mit der Laterne in das Gesicht zu leuchten, oder sie durch Batterieen alkoholischer Getränke zu einem Scheinleben zu galvanisieren. —

Ich war erschrocken. Das also war aus Erich von Wohlleben geworden. Großer Gott! Der Titel auf der Karte fiel mir ein. Geheimer Oberregierungsrat und vortragender Rat im Kultusministerium. Weiter nichts.

Ich hätte es noch eine Stunde zuvor nicht für möglich gehalten, daß sich der Mensch zu einer solchen Vollkommenheit in der Kunst, nichts zu sagen und alles zu verschweigen, entwickeln könnte. Ich hatte fortwährend das Gefühl, als müßte ich Erich von Wohlleben auf französisch antworten. Es war an sich bewunderungswürdig, wie meisterhaft er es verstand, mit einem freundlichen Lächeln, das immer seine Zustimmung auszudrücken schien,

jeder Frage auszuweichen, welche die leiseste Resonanz von Freud' und Leid vergangener Tage hätte erwecken können. Dieser wesentliche negative Beweis der diplomatischen Fähigkeiten „unseres gemeinschaftlichen Freundes“ wurde aber bei weitem übertroffen durch seine außerordentliche Gewandtheit, jeden Gedanken, den die schnell gleitenden Wellen des Gesprächs aus der Tiefe heraufbrachten, vorsichtig durch den Zaun seiner tadellos weißen Zähne zu filtrieren, damit das Wässerlein, frei von schädlichen Bacillen, in den Ozean allgemeiner Gesinnungstüchtigkeit ablaufen könne.

Der Bürgermeister war entzückt. Er teilte mir im Vertrauen mit, daß Erich von Wohllebens Berufung auf einen einflußreichen Posten in unmittelbarer Nähe einer königlichen Hoheit so gut wie sicher sei. Ich nahm die Mitteilung mit schöner Fassung entgegen, konnte mich aber nicht enthalten, bei der nächsten passenden Gelegenheit den künftigen Kabinettschef seiner königlichen Hoheit zu fragen, ob er sich noch der schönen Peri, recte Marie, im „Paradiese“ erinnere? Meine Frage war um so harmloser, als ich fest davon überzeugt war, daß Erich von Wohlleben schon vor fünfundzwanzig Jahren viel zu vorsichtig gewesen

war, um sich mit einer Kellnerin zu kompromittieren.

Er versuchte, meine Frage zu überhören. Ich ließ mich aber nicht bei Seite schieben. Ich begann, die Reize der schönen Marie in kräftigen Tönen und mit satten Farben zu schildern. Die Marie war zu ihrer Zeit das schönste Mädchen in der Stadt gewesen. Erich von Wohlleben hätte sich daher der Erinnerung an sie nicht zu schämen brauchen, zumal er in seiner Eigenschaft als künftiger Kabinettschef hätte wissen müssen, daß königliche Hoheiten in Sachen des andren Geschlechts meist liberalen Ansichten zuneigen.

Als er sah, daß er mir nicht entkommen konnte, lächelte Erich von Wohlleben nachsichtig, als wollte er sagen: „Laß ihn nur. Ich nehme ihm das nicht übel. Er hat von jeher die kleine Schwäche gehabt.“ Der Bürgermeister lachte etwas gezwungen. Er ergriff sein Glas und ließ die alten Erinnerungen leben, mit denen das Herz wieder jung wird. Erich von Wohlleben bekräftigte seine jugendlichen Empfindungen durch ein sanftes Nicken mit dem wohlfrisierten Haupte und durch ein zustimmendes: „Ja, ja, mein Lieber,“ während er mit mir anstieß. Ich hatte genug. Ich bereitete dem Zwischenfalle ein schnelles Ende durch

die Bemerkung: Die schöne Marie hätte doch noch einen Schuster geheiratet. Als mich Erich von Wohlleben darob etwas mißtrauisch von der Seite ansah, verfehlte ich nicht, zu seiner Beruhigung hinzuzufügen: sorgfältige Beobachtungen hätten die Thatsache ergeben, daß schöne Mädchen aus den dienenden Ständen meist einen Schuhmacher zu ehelichen pflegen. Den Grund für diese unzweifelhafte Thatsache vermag ich nicht anzugeben. Ich meine: Es giebt mehr Schuster, als man denkt. Oder verleiht das ehrsame, den Hang zur Nachdenklichkeit fördernde Schuhmachergewerbe vor andren Handwerksbetrieben den Vorzug größerer Vorurteilslosigkeit? —

Ich hoffe zuversichtlich, daß der Mann, der Paradies und Peri im „grünen Esel" zu Normalheim dreimal verleugnete, nicht wieder meine Erdenbahn als glänzender Komet kreuzen wird. Leugnen will ich nicht, daß ich ihn nach Jahr und Tag, aus bescheidener Entfernung natürlich, noch einmal sehen möchte, um nach Gebühr einen Menschen zu bewundern, der dem alten Goethe zum Trotz jeden peinlichen Erdenrest von sich abgestreift hat. Denn, ich bin deß gewiß: Es wird Erich von Wohlleben beschieden sein, den höchsten Grad menschlicher Vollendung in den höheren

Sphären zu erreichen, in welchen in allerhöchster Nähe die Flügel der dienstthuenden Adjutanten ihn umrauschen werden.

Der Leser wird nun ein gutes Einsehen gewonnen haben, weshalb ich gestern auf dem Gange zum „grünen Esel“ mein Gewissen wohlweislich zu Hause gelassen hatte.

Drittes Kapitel.

Worin der Verfasser dem Leser den neuen Adam vorstellt, welcher nach Umwertung eines dem Verfasser gehörigen Einhundertmarkscheins unter gütiger Mitwirkung Lona Barrisons das verlorene Paradies jenseits von gut und böse durch Kinderthränen wieder erobert.

Ein Unglück kommt selten allein. Aber für ein Kapitel ist es gerade genug. Als ich heute früh mit den wohlverdienten Kopfschmerzen erwachte, fand ich eine Depesche auf meinem Schreibtisch, laut welcher mir mein eheleiblicher Neffe Hans Adam die Ehre seines Besuchs für den Vormittag in angenehme Aussicht stellte.

Wer einen lieben Gast bei sich sieht, hat zweimal ein Vergnügen. Das eine Mal, wenn der Gast kommt, das andere Mal, wenn der Gast geht. Die zweite Freude pflegt meinen Beobachtungen zufolge

die reinere zu sein. Dem lieben Gast geht es um kein Haar schlechter. Ein wohldenkender Mann mag aus solcher Erfahrung einen untrüglichen Maßstab gewinnen, wie lieb die Menschen im allgemeinen Sich haben (Sich groß geschrieben) und wie lieb sie sich nicht haben (sich klein geschrieben).

Schwerenot! Die Jungen! Das muß ich sagen!

Ein wohlgenährtes Vollmondsgesicht, das eher auf einen Weinreisenden in den Vierzig, als auf einen Studenten in den Zwanzig schließen ließ, darunter ein hoher, steifer, bis an die Ohren reichender Stehkragen mit papageigrüner Krawatte rote Handschuhe, spitze, absatzlose Schuhe, ein seltsames Bemühen, nach militärischem Vorbilde die Knochen an den Gelenken möglichst im rechten Winkel zu halten, — eine kleine, aber, wie mir schien, erlesene Auswahl von Eigenschaftswörtern, die teils dem Modemagazin, teils der Umgangssprache der Gardekavallerie entnommen waren, — das war ungefähr, von minder Wichtigem zu schweigen, der erste Eindruck der äußeren Erscheinung meines Herrn Neffen. Mit besonderer Vorliebe und mit sichtlicher Genugthuung, es ohne große Mühe soweit gebracht zu haben, sprach er — nicht von sich, behüte! — bescheiden im majestätischem Plural von „uns Dekadenten“. Es ist mir nicht

klar geworden, wen mein Herr Neffe in den Kreis der Dekadenten einbezog. Ich vermute alle die, welche hohe, steife Stehkragen, papageigrüne Krawatten und rote Handschuhe tragen und für Nietzsche, Lona Barrison und Kinderthränen schwärmen. Mein Herr Neffe schwärmte nämlich für das blonde Bestienideal, für die blonde Lona Barrison und für ein Getränk, das er mit dem wehmütigen Namen: Kinderthränen benannte. Es soll aus einer Mischung von Champagner und altem Portwein bestehen.

Alles, was Hans Adam sagte, glaubte ich schon einmal mit denselben Worten gehört zu haben. Ich darf aber der Wahrheit gemäß nicht verschweigen, daß er in den zwei Stunden, auf die er seinen Besuch ausdehnte, nicht eine einzige Dummheit zu Tage gefördert hat, und er sprach sehr schnell, sehr viel, mithin auch sehr gut.

Um seinen Familiensinn gehörig zu erweisen, kam er zum Schlusse nach Ausrichtung der herkömmlichen automatischen Grüße von der Dekadenz auf das harmlosere Gebiet der Verwandtschaft zu sprechen. Zu beiderseitigem Bedauern stellte sich heraus, daß ich von zehn Namen, die er nannte, kaum die Hälfte mehr als dem Namen

nach kannte. Die wenigen, die ich kannte, riefen mir als Schattenbilder die Erinnerung an eine Hochzeit oder an ein Begräbnis wach.

Mit den Eltern des Mannes geht der Genius des Hauses zu Grabe, wenn er nicht im Hause der Töchter eine Stätte findet, an der er fort leben und wirken kann. Das ist die Übermacht der Frau, die zäh an den Gewohnheiten ihrer Familie festhält. Der Mann ist für die eigene Familie verloren. Er ißt, er trinkt, er schläft, er feiert die Feste so, wie die Familie der Frau zu essen, zu trinken, zu schlafen, zu feiern pflegte. Seine Kinder atmen mit dem ersten Atemzuge die Luft des mütterlichen Hauses. —

Während ich diesem Gedanken nachhing und in den weingeröteten Zügen meines Herrn Neffen vergeblich nach Spuren meiner Familie forschte, wandte er sich in kühner, durch keinen Übergang vermittelter Wendung mit der Frage an mich, ob ich ihm bis Weihnachten mit beiläufig einhundert Mark er — sagte bloß M — aushelfen könnte! Mir fiel ein Stein vom Herzen. Das war die Sprache, die ich verstand. Mit Rührung gedachte ich meiner Abreise von Heidelberg. Ein würdiger alter Herr hatte sich hier und da unserer Tischrunde zugesellt, um sich an den mehr oder minder geistreichen

Thorheiten unserer mehr grünen, als goldenen Jugend zu ergötzen. Ich gedachte der Stunde, da ich ihn unter dem schnöden Vorwande, ihm Lebewohl zu wünschen, in gleich kühnem Anlaufe um einen Kredit von zwanzig Gulden ersucht hatte. Inzwischen sind, wie allbekannt, die Lebensmittelpreise erheblich gestiegen und ich — war kein Dekadent! Umsonst hatte ich zwei Stunden lang nach einem Stückchen himmelblauer Jugend gesucht. Hier war es. Hier war ein kostbares Erbteil meiner Familie unversehrt von kognatischen Einflüssen erhalten geblieben. Freudig eilte ich an meinen Geldschrank. Mit hundert Mark war diese Freude nicht zu hoch bezahlt. Nach Darlegung der zwischen Allzumenschlichem und Übermenschlichem schwankenden Neigungen des Studierenden Hans Adam und nach der chemischen Analyse der Kinderthränen war ich auf dreihundert Mark gefaßt gewesen.

Mein Herr Neffe war so gerührt als erfreut. Er versicherte mir mit rechtwinklig gebogenen Armen, daß ich der einzige Verwandte wäre und so weiter. Das Ende des Satzes verlor sich im Übermenschlichen, sofern ich Gefühle ewiger Dankbarkeit dazu zu rechnen berechtigt bin. Sichtlich froh, die Höhle des Löwen verlassen zu können, verabschiedete sich mein Besuch unter lebhaften Ausdrücken des Be-

dauerns, so bald wieder abreisen zu müssen. Er beruhigte sich erst, als ich ihm den tröstlichen Gedanken eingab, wir hätten uns ja gründlich ausgesprochen. Er versprach auf meine Bitte, alle seine Verwandten bis zum sechsten kanonischen Grade, ohne Unterschied ob Agnaten oder Kognaten, von mir bestens zu grüßen.

. . . .

Ich habe die letzte Nacht schlecht geschlafen. Ich hatte einen furchtbaren Traum. Ich sah meinen eheleiblichen Neffen vor einem Wirtshause sitzen. Über der Thür des Hauses stand geschrieben: Zum goldenen Leben. An seinem Stuhle lehnte in graziöser Haltung leicht, sehr leicht gekleidet Lona Barrison. Sie hielt ein Glas in der Hand, das mit einem rotfunkelnden, perlenden Tranke bis zum Rande gefüllt war.

„Trink,“ hörte ich sie sagen, „trink, Hänschen, es sind Kinderthränen.“

Der Studierende der Rechte und mein eheleiblicher Neffe, Herr Hans Adam, schwenkte auf diese Worte sein Glas gegen das goldig blinkende Wirtshausschild und rief mit lauter Stimme, daß es schallte:

„Ja, du hast recht, göttliche Lona! Kellner, noch eine Flasche Sekt!“

Wie aus weiter Ferne klangen seine letzten Worte wehmütig in meinen Traum hinein:

„Siehst du, Lona, wir Dekadenten, wir sind alle Übermenschen, alle! Weine nicht. Das nächste Mal muß er mir dreihundert pumpen.“

. . . .

Wenn ich an den Traum denke, läuft mir der Angstschweiß aus allen Poren.

Erato.

*

Im Garten schwatzen und flöten die Stare. Vor mir liegt das Bild eines jungen Mannes in Uniform. —

Ich gehe wieder an der Seite einer Frau die Lindenreihe eines andren Gartens entlang, der in niedrigen Terrassen zur Landstraße hinabsteigt. Jenseits der breiten Thalfläche blauen waldige Höhen, die in langer, dunkler Kette den Horizont begrenzen. Ich höre die tiefe Stimme der Frau, helles Lachen hinter der Taxushecke und das trauliche Geschwätz der Stare. Ich sehe die Sonne hinter der sanft ansteigenden Berglehne des Gartens langsam versinken, während Thal und Berge sich in die zarten Schleier eines Frühlingsabends hüllen. —

Durch einen Zufall war ich in Frau Lillis

Haus gekommen. Sie lebte mit zwei Kindern erster Ehe ihres verstorbenen Gatten in der kleinen Stadt in anständiger Zurückgezogenheit, wie es die gesicherten, aber bescheidenen Verhältnisse der Familie erforderten. Mich hatte der Befehl zu einer Waffenübung auf einige Wochen den Pflichten meines Amts entzogen. Schnell war ich unter dem gastlichen Dache heimisch geworden, sei es, daß der Mutter die Anregung willkommener war, die ein munterer, vom kleinstädtischen Zwange befreiter Verkehr in ihr stilles Leben brachte, sei es, daß der Frau die halb scherzhaften, halb ernsthaften Huldigungen nicht mißfielen, die ich ihr vom ersten Tage unserer Bekanntschaft an entgegengebracht hatte.

Frau Lilli mochte die Vierzig noch nicht lange überschritten haben, wiewohl das dunkelblonde Haar, welches ein etwas bleiches Gesicht mit regelmäßigen Zügen umrahmte, schon stark von silbernen Fäden durchsponnen war. Jede Bewegung der anziehenden Frau war von einer weichen Anmut. Durch den sinnenden Ernst der Augen leuchtete, wenn sie sprach, ein Lächeln, das von dunklen Stunden wußte und allzu lauter Fröhlichkeit die Schranken wies. Die tiefe, klangvolle Stimme, die Frau Lilli zu ruhigem Gleichmaß zu dämpfen liebte, hatte es

mir auf der Stelle angethan. Lächelnd hatte sie mir, nachdem ich ein täglicher Gast ihres Hauses geworden war, die Erlaubnis zugestanden, sie „Mama“ nennen zu dürfen. Ich habe wohl selten versäumt, der traulichen Anrede ein schmeichelndes Beiwort zu geben.

So hatte ich bald Fräulein Evas Vertrauen gewonnen, zumal das lebhafte Mädchen den gewohnten Verkehr mit dem älteren Bruder zu vermissen schien, der seit kurzem auf einer auswärtigen Bank das Kredit und Debet studierte.

Fräulein Eva war trotz ihrer goldenen achtzehn Jahre, dem Äußeren nach zu urteilen, ein klapperdürres Backfischlein mit einem Vogelköpfchen, schnell und zierlich, wie eine Eidechse, aber ein wenig heftig geartet. Sie spielte gern das wilde Kind. Wer sie dafür gehalten hätte, wäre bös im Irrtum gewesen. Der Mama war das gefallsüchtige Treiben des Töchterleins gar wenig recht, aber sie war zu klug, um durch schulmeistern den Trotz einer eigenwilligen Natur herauszufordern. Mit mir mochte Fräulein Eva nach Belieben tollen. Sonst wurde sie von Frau Lilli an kurzen Zügeln gehalten. Dennoch war Eva, wie es schien, der Stiefmutter aufrichtig zugethan.

Daß über mein Ein und Aus in Frau Lillis

Hause in der kleinen Stadt mehr als genügend gesprochen wurde, war nur in der Ordnung. Je abgeschlossener die Frau lebte, um so unbegreiflicher und unschicklicher fanden es die Leute, daß sie einem jungen Manne „Avancen mache“, der den Rock des Königs trug. Als ich Frau Lilli davon zu gelegener Stunde sprach, lächelte sie, strich sich das wellige Haar aus der Stirn und gab dem Gespräch eine andre Wendung.

Wenige Tage darauf hatte sie einige Freunde ihres Hauses zu sich gebeten, unter anderen Damen und Herren einen ihr verwandten Sänger von Ruf, der auf der Durchreise der liebenswürdigen Frau einen Besuch abgestattet hatte. Nach einem einfachen Imbiß, bei welchem die kleine Gesellschaft recht von Herzen fröhlich geworden war, setzte sich der wohlbeleibte und -begabte Künstler an das Klavier. Leise schwirrte die Unterhaltung in den Pausen fort, in denen er die Stimmung vor einem neuen Liede verklingen ließ. Ich trat in das Nebenzimmer, als er mit präludierenden Akkorden begann:

„Daß ich so krank geworden,
„Wer hat es denn gemacht?“ —

Die Unterhaltung verstummte. Ich schritt, ohne zu wissen, warum, dem Zimmerchen zu, in dem

Frau Lilli am liebsten zu weilen pflegte. Sie saß mit gefalteten Händen auf dem gewohnten Platze am Fenster im Halbdunkel und lauschte regungslos der schwermütigen Weise.

War es die aufwühlende Macht der Töne, welche mein unerfahrenes Herz in zärtlicher Wallung überquellen ließ? Ich kniete vor der einsamen Frau nieder, nahm ihre Hände in die meinen und drückte sie an meine Lippen und gegen meine Augen.

Sie stand erschrocken auf und strich mit der Hand über die Stirn, als wäre sie aus einem Traum erwacht.

„Sie — Sie,“ sagte sie. „Kommen Sie, es ist dunkel hier.“

Ich erhob mich und folgte ihr. In der Thür, an welcher wir der Gesellschaft sichtbar wurden, blieb sie stehen. Sie winkte mich an ihre Seite und legte den Finger an den Mund. So standen wir wortlos, bis der Sänger geendet hatte. Meine Augen konnten von dem bleichen Antlitz nicht lassen, in dem trüber Ernst und hoffnungslose Trauer mit weicher Rührung zu kämpfen schienen.

Das Lied klang aus.

„Die Tage sind vergangen,
„Mich heilt kein Kraut der Flur,
„Und aus dem Traum, dem bangen,
„Weckt mich ein Engel nur.“

Der geräuschvolle Beifall, der dem Sänger lohnte, brach den Bann, unter dem ich gestanden hatte. Eva bat den guten Onkel, wie sie den Sänger neckend nannte, stürmisch, das Lied noch einmal zu singen. Der Sänger schien unschlüssig, ob er dem Drängen des kleinen Quälgeists nachgeben sollte oder nicht. Frau Lilli trat zu ihm.

„Nein, mein Kind,“ sagte sie. „Das Lied kann man nur einmal singen.“

Der Sänger nickte und schloß das Klavier. Der Strom des Gesprächs rollte in munteren Wellen weiter.

Der Abend verflog, und die Tage, die ihm folgten, vergingen wie Träume. Wie ein Traum erschien mir auch die Erinnerung an den Augenblick, da es mich zu Frau Lillis Füßen gezogen hatte. Je näher die Stunde des Abschieds rückte, um so übermächtiger trieb mich die Sehnsucht, ihre Stimme zu hören. Der Gedanke, sie entbehren zu müssen, schien mir unerträglich. Sie blieb immer gleich gehalten, gleich herzlich und gleich anmutig. Eva trieb allerlei losen Unfug, wie zuvor, war aber zur Freude unsrer ‚Mama‘ ein gut Teil ernsthafter und zurückhaltender geworden, nachdem es mir hier und da gelungen war, sie mit ihren

kleinen Künsten durch scherzenden Spott in Verlegenheit zu setzen.

Nach dem hergebrachten Abschiedstrunk im Kasino, der nicht dazu angethan war, mein durch den Gedanken an die nächsten Stunden erregtes Blut abzukühlen, tauschte ich die Uniform gegen die bürgerliche Kleidung, packte in jagender Eile meinen Koffer und begab mich auf den Weg, den letzten Abend Frau Lilli zu widmen.

Ich traf sie allein im Garten. Eva war ausgegangen. Wir sprachen von gleichgiltigen Dingen, wie Menschen zu thun pflegen, denen das Herz zum springen voll ist. Langsam schritten wir die Lindenreihe auf und ab und hörten den Staren zu, die der untergehenden Sonne das Scheidelied sangen.

„Morgen.“ — Ich brachte nichts weiter über die Lippen. Frau Lilli hüllte sich fröstelnd in ihr Tuch.

„Kommen Sie,“ sagte sie. „Es wird kühl. Eva muß gleich kommen.“

Wir traten schweigend in das Haus. In dem kleinen Zimmer ließ sie sich nieder. Ich stand vor ihr. Aber die Worte des Danks und der Verehrung, die ich zu sagen gedachte, blieben mir in der Kehle stecken. Wir sahen uns an . . . .

. . . .

Was die zitternden Lippen der Frau in jener Stunde mir stammelnd anvertraut haben, bleibt mein heiliges Eigentum und ein Geheimnis, das mir keine Macht der Welt entreißen wird, nicht einmal die höchste, reinste, stärkste, — die Poesie.

Ein Strom hatte die winterlichen Fesseln gesprengt und brauste mit unwiderstehlicher Gewalt zu Thal, all' die kleinen Brücken und schwachen Dämme mit sich reißend, mit denen menschliche Kunst ihn zur Stunde der Gefahr zu bändigen umsonst sich gemüht hatte. —

Eva kam zum Abendbrot nach Hause. Wir setzten uns zu Tisch. Die Kleine sah mit Blicken staunender Bewunderung auf die Mutter und von der Mutter zu mir, der sie mit tausend Neckereien und Scherzen vor Lachen nicht zu Atem kommen ließ. Mir war, als trüge ich eine unsichtbare Krone auf dem Haupt.

„Das ist doch einmal ein fideler Abschied.“ — Eva sah mich schelmisch von der Seite an und ließ vergnügt ihr Glas an meinem Glase klingen. — „Leben Sie wohl, mein Herr! Auf Wiedersehen.“

Frau Lillis leuchtende Augen suchten die meinen. Was in diesen Augen geschrieben stand, — schweige, schweig' still, du seliges Herz!

Ja. Ich wollte bleiben, einen Tag. Nein, wenigstens noch einen Tag.

„Nein," schmollte Evchen. „Mindestens noch drei Tage. Morgen hat Annchen Löper Geburtstag. Da muß ich nach Kressendorf und kann erst übermorgen zurück sein."

Wieder traf mich ein Blick aus leuchtenden Augen. Ich hätte meiner Seelen siebenfache Seligkeit gegeben um diesen einen Blick.

Ich würde morgen freilich mit ihr allein sein, meinte Frau Lilli leise. —

Evchen brachte mich die Treppe hinunter. Ich mußte ihr mit scherzhafter Feierlichkeit versprechen, meine Abreise bis nach ihrer Rückkehr aufzuschieben. Zur Belohnung wollte sie mir ein großes Stück Verlobungs- — nein! Geburtstagstorte mitbringen.

In mir klangen und jubelten alle Harfen und Geigen der himmlischen Heerscharen, als ich durch die Thür auf die regenfeuchte Straße schlüpfte. —

. . . .

Am andren Morgen wurde ich um sechs Uhr geweckt. Kalt und nüchtern graute der Tag in das durch die Vorbereitungen zur Abreise unwirtlich gewordene Zimmer. Ich bedurfte des anbrechenden Tages zur Reise, um die Geschäfte

meines Amts nach Ablauf meines Urlaubs recht-zeitig zu übernehmen. —

Zu der Stunde, als sich der Dienstmann, dem ich auf dem Bahnhofe einen kurzen Brief an Frau Lilli übergeben hatte, den Weg zu ihr ging, lagen viele Meilen zwischen ihr und mir. Jede Stunde verschlang neue.

Ich habe Frau Lilli nicht wiedergesehen. Ich habe den Brief, den ich ihr nach einer Woche sandte, fünf Mal geschrieben, ehe ich ihn auf der Post einschreiben ließ. Eine Antwort habe ich nicht erhalten. —

Es ist dunkel geworden. Ich sehe über das Bild auf meinem Tische in das Licht der Lampe und frage mich: War es böse oder war es gut? Ich schüttle den Kopf und kann in dem Hin und Her der Gedanken, die sich anklagen oder ent-schuldigen, die Antwort auf die Frage nicht finden: War es böse oder war es gut?

Viertes Kapitel.

In welchem dem Leser eine Doktorfrage zur Beantwortung vorgelegt wird.

Ich weiß nicht, wo ich die Geschichte gelesen habe. Auch den Namen des Verfassers vermag ich nicht zu nennen. Ich weiß nur, daß sie, wenn ich nicht irre, mit der Frage überschrieben war: Dame oder Tiger?

An den barbarischen Hof eines orientalischen Gewaltherrschers, über die Anfänge der Geschichte hinaus, hatte der Verfasser den Schauplatz der Ereignisse verlegt. Den einleitenden Worten hatte er die nachdrückliche Mahnung beigegeben, daß der Leser, um den rechten Standpunkt zur Beantwortung der Frage zu gewinnen, sich in die Zeiten zurückzuversetzen habe, da von Kruppschen Kanonen und Strafgesetzbüchern, von Friedenskonferenzen

und christlicher Nächstenliebe noch nicht die Rede war.

Der liebenswürdige und geistreiche Verfasser — die beiden Eigenschaftsworte genügen nach menschlichem Ermessen, mir sein Wohlwollen zu erwerben, — möge mir um der Sache willen gestatten, ihm schlecht und recht nachzuerzählen, was sich an der Wiege des Menschengeschlechts, da es noch in den Windeln ursprünglicher, sich selbst noch unbewußter Empfindungen lag, viele Jahre vor Christi Geburt eines schönen Tages zugetragen hat.

Mangels eines geordneten Gerichtsverfahrens mit Staatsanwalt und Verteidiger als dem bösen und dem guten Engel zur Linken und zur Rechten des Angeklagten, war es zu jener Zeit und in jenem Lande Sitte und Brauch gewesen, Schuld oder Unschuld des Angeklagten durch eine Art Gottesgericht zu erweisen. Zu diesem Zwecke wurden zwei dicht verhüllte Käfige benutzt. In einem der Käfige wurde ein Tiger gehalten. Im anderen mußte wohl oder übel am Tage des Gerichts die schönste Dame des Hofs Platz nehmen.

Der Leser darf aus dieser Thatsache schließen, daß es schon lange vor Christi Geburt Hofdamen gegeben hat, ohne welche der allerursprünglichste Hof schlechterdings undenkbar ist.

War nun jemand eines todeswürdigen Verbrechens verdächtig, so wurde er angesichts des versammelten Volks vor die schlimme Wahl gestellt, einen der in der Arena aufgestellten Käfige zu bezeichnen, deren Geheimnis keines Menschen Auge oder Ohr zu durchdringen vermochte. Ein solches Schauspiel wird unzweifelhaft die Leute weidlicher vergnügt haben, als uns christliche Kulturmenschen die Vorführung dressierter Störche oder Walrosse. Wählte der Arme den Käfig mit dem Tiger, so war das Verfahren ohne weiteres erledigt. Er wurde als schuldig der Mordlust des Raubtiers überantwortet. Wählte er den Käfig mit der Dame, so galt seine Unschuld als erwiesen. Die Dame wurde aus ihrer Haft befreit und alsbald unter festlichem Gepränge dem fälschlich Angeschuldigten vermählt. Der Leser beachte: Schon damals mußte man in Prozessen einigermaßen Glück haben, um mit heiler Haut als Sieger aus dem Kampfe um das Recht hervorzugehen.

Was nun kommt, ist die alte Geschichte. Ich fasse mich kurz. Personen: Ein Prinz, wie er schöner als in dieser Geschichte nur in weiblichen Romanen vorkommen kann. Zweitens: Ein überweiblich schönes Mädchen, Hofdame von Beruf. Er liebt sie. Sie liebt ihn. Das ereignet sich noch

heute alle Tage an den allerchristlichsten Höfen, wenn schöne Prinzen überschönen Hofdamen zu nahe kommen. Gutes kommt dabei nicht heraus. — Dritte und Hauptperson: Die Prinzessin-Tochter. Sie ist nicht übel, aber schon in den Jahren, in welchen Mädchen immer noch schön sind. Auch sie liebt den Prinzen mit dem ihren Jahren und den mehr rot- als blaublütigen Damen des Landes angeborenem südlichen Feuer. Ich merke an: Sie weiß gar wohl, daß das Herz des Prinzen der ihr an Reizen überlegenen Nebenbuhlerin gehört.

Der Prinz gerät bei dem Gewaltherrscher in den Verdacht des Hochverrats. Meines Erachtens und nach modernen Begriffen genügt schon sein kaltsinniges Benehmen gegen die liebenswürdige Prinzessin, — welche Prinzessin wäre unliebenswürdig? — die Anklage auf Hochverrat zu begründen. Er muß sich der bedenklichen Wahl unterziehen, um seine Unschuld zu erweisen. Die verschmähte Sultanstochter erfährt, daß die von dem unklugen Prinzen geliebte Dame auserseheen ist, ihn mit ihrer Hand zu beglücken, wenn er den Käfig wählt, der sie umschließt.

Das Gericht beginnt. Das Volk ist in gespannter Erwartung der Entscheidung in der Arena versammelt. Der Sultan nimmt auf erhöhtem

Sitz den Käfigen gegenüber Platz, an seiner Seite seine Tochter, deren dunkle Augen in dem zuckenden Antlitz gefährlich glühen.

Der Angeklagte wird von waffenstarrenden Leibwächtern herein geführt. Einen verzweifelnden Blick sendet er im Vorbeischreiten zu der Prinzessin hinauf. Sie allein weiß, welcher Käfig den Tiger birgt, welcher die Geliebte. Sie kann ihn retten vor furchtbarem, schmachvollem Tode.

Soweit der unbekannte Verfasser. Er wird mit christlicher Milde entschuldigen, wenn meine auf das Sachliche beschränkte Wiedergabe hinter dem Reiz seiner Erzählung zurückgeblieben ist. —

Wir bewundern die hohen, sturmbewegten Gestalten der dramatischen Dichtung. Wir sehen mit herzlicher Teilnahme und Erhebung, wie leidenschaftliches Begehren sie in Schuld und Verbrechen verstrickt und sie dem unabwendbaren Untergange entgegen führt. Aber die Kunst formt in ihren Werken den rohen, menschlichen Stoff mit bildender Hand. Sie adelt ihre Helden durch die Größe ihres Wollens, sie dämpft die grellen Farben der Wirklichkeit, sie bedeckt die menschliche Blöße mit weichen, fließenden Gewändern. Wo sie einmal in überschäumender Kraft das schöne Maß verliert, sehen wir mit Grausen die Raubtiernatur des

Menschen in unverhüllter Nacktheit zu Tage treten. Penthesilea zerfleischt mit ihrer Meute um die Wette den geliebten Leib des von ihr getöteten Peliden mit den Zähnen.

Vor den brennenden Augen der Sultanstochter steht nur ein Bild, das Bild der glücklichen Nebenbuhlerin, die ihre Arme um den Nacken des vom Tode geretteten Geliebten schlingt. Wie auch die Entscheidung fallen möge, sie wird ihn nicht besitzen. —

Armer Prinz aus dem Morgenlande! Rechnest du auf einen Thränenstrom aus diesen fieberhaft glühenden Augen? Rechnest du darauf, daß diese vor Erregung zitternden Hände sich fromm über der still atmenden Brust falten werden? Rechnest du darauf, daß in diesem heftig auf- und niederwogenden Busen sich ein mitleidiges Sentimentchen regen wird? Glaubst du, daß diese hohe, kräftige Gestalt, das stolz erhobene Haupt, die kühn geschwungene Nase, das starke Kinn, der Mund mit den vollen, fest aufeinander gepreßten Lippen, — glaubst du, daß diese Züge, deren scharf gezeichneten Linien dem vertrauten Spiegel das Geheimnis schwindender Jugend verraten, von Schwäche wissen, von wehmütigem Entsagen?

Armer Prinz! Du bist einige tausend Jahre

zu früh geboren. Du mußt dich von der Prinzessin-Tochter ehrlich hassen lassen, wenn du sie nicht ehrlich lieben magst. Ach, nach einigen tausend Jahren werden die Leute viel besser daran sein, als du, ganz abgesehen vom Reichsgericht und von Verteidigern, die dich ohne Zweifel mit Hilfe eines Revisionsgrundes aus deiner peinlichen Lage befreit haben würden. Sie werden statt der zwei großen und starken Empfindungen des Menschenherzens deren tausend haben und einige mehr und vor all den kostbaren Mischungen sauber destillierter Gefühle nicht mehr wissen, wie es Euereinem zu Mute war, den Käfig mit dem Tiger vor Augen und ein verschmähtes Weib im Rücken. —

Soll sie den Geliebten retten und die Nebenbuhlerin töten? Selbst wenn es noch Zeit wäre! Nein. Die Rache wäre erbärmlich. Die Tochter eines Sultans um neunzehnhundert vor Christus fühlt anders, als eine Pariser Grisette um neunzehnhundert nach Christus. Er würde leben, er würde eine Andere finden! Er würde leben, er, der . . . . . Oh! Sie denkt der brennenden Schmach, da er ihr den Rücken kehrte! —

Die Prinzessin hat gewinkt. Fast unmerklich hat sie den goldgeschmückten Arm nach rechts bewegt. Der verzweifelt spähende Blick des Prinzen

hat die Bewegung gierig aufgefangen. Mit sicheren Schritten geht er auf den Käfig rechter Hand zu. — Die weite Runde erfüllt atemloses Schweigen. —

Armer Prinz! Wäre ich an deiner Stelle gewesen, ich hätte den Käfig linker Hand gewählt, den, welchen der goldgeschmückte Arm nicht bezeichnet hatte.

Fünftes Kapitel.

Handelt von einer Damenwahl und beweist an dem Beispiele Fräulein Else Bohnenstiels die Überlegenheit des weiblichen Geschlechts, wenn die Wahl zwischen zwei Käfigen freigestellt ist.

Ich war keineswegs verwundert, als ich eines Morgens beim Frühstück aus dem Häuflein Drucksachen, die zum Frühstück eines korrespondierenden Mitglieds der menschlichen Gesellschaft gehören, wie die Sauce zum Braten, eine stattliche Hülle hervorzog, deren Stoff und Größe allsogleich auf eins der freudigen Ereignisse schließen ließ, welche gewissenhafte Menschen Verwandten und Bekannten anzuzeigen sich ergebenst beehren.

Ich nahm mit Erstaunen von der vollzogenen Thatsache Kenntnis, die Herr und Frau Apotheker Bohnenstiel in Alltagsleben mir anzuzeigen sich er=

gebenst beehrten. Da stand es wörtlich, schwarz auf weiß. Auf der rechten Hälfte der goldgeränderten Karte war es der Sicherheit halber noch einmal zu lesen, für den Fall, daß dieser oder jener gedankenlos, wie die Menschen einmal sind, über die linke Hälfte hinweglesen sollte.

Else Bohnenstiel aus der Einhornapotheke, das schönste Mädchen von Alltagsleben, die vielumworbene Helena des letzten Faschingsballs in der Harmonie, hatte sich mit dem k. k. Hofgerichtsadvokaten Doktor Ritter von . . . . . . verlobt.

Die stummen sechs Punkte zeigen an, daß ich den Namen vergessen habe. Ich vergesse grundsätzlich alles, was mich einmal in meinem Leben geärgert hat. Ich weiß nur noch, daß der Name einen wunderbar erotischen Klang hatte. Der Papierkorb hat ihn verschlungen, wie so vieles, was mit gutem Grunde oder auch ohne Grund der Nachwelt vorenthalten wird.

Unmöglich! Der arme Schneesieber! — Dahinter mußte etwas stecken, unbedingt.

Die Liebe ist immer ein dunkles Geheimnis. Die Liebe der schönen Apothekerstochter zu dem erotischen Ritter war für mich ein Geheimnis, welches dunkler war, als der dunkelste Punkt im dunklen Afrika.

Ich beschloß, in den Abgrund dieses Rätsels mutig vorzudringen. Auch war es Sonntag, an welchem zu arbeiten verboten ist. Einen Morgenspaziergang in den „Grauen Bären“ zu Alltagsleben hatte ich ohnehin auf die Tagesordnung gesetzt.

Poëta-propheta. Daß sich im „Grauen Bären“ die ersten Spuren des Geheimnisses entdecken lassen müßten, war mir von vornherein unzweifelhaft gewesen. In der dunkelsten Ecke des Gastzimmers saß der zweifach geprüfte Rechtspraktikant Schneesieber an einem Tische allein. Sein fröhliches Lachen war verstummt, seinem Äußeren nach zu urteilen, auf ewig. Die Spitzen seines flotten Schnurrbärtchens hingen wehmütig nach unten. Der Wein stand unberührt vor ihm auf dem Tische. Dem erschütternden Bilde, das sich meinen Augen bot, hätte nur die Unterschrift gefehlt: Verratene Liebe.

Es erforderte ein für meine Verhältnisse außerordentliches Maß von diplomatischer Gewandtheit, der Sache auf den Grund zu kommen.

Ich muß bei dieser Gelegenheit einen alten Irrtum berichtigen, der sich leider in den Sprüchwörterschatz unserer Sprache eingeschlichen hat. Man sagt: Die Sonne bringt es an den Tag. Das ist nicht richtig. Die Sonne bringt den Tag.

Das ist richtig. An den Tag bringt es einzig und allein der Wein.

Stückweise erfuhr ich, daß bis zum letzten Freitag alles gut gegangen war. Er war ihr nicht gleichgiltig gewesen, — oh nein! Im Gegenteil. Ich fragte den Gekränkten mit aller Vorsicht, ob er denn Fräulein Else nie mit einem Wörtlein von seiner Neigung gesprochen hätte? Er schüttelte sanft das Haupt. Sie hatte ihn immer so lieb angesehen und war dabei rot geworden.

Der Rechtspraktikant Schneesieber seufzte bei der Erinnerung an dieses Erröten.

Ich wagte nicht, seinen Schmerz durch die Bemerkung zu kränken, daß mir solches unverdientermaßen des öfteren von Fräulein Else widerfahren sei.

Langsam lüftete sich der schwarze Schleier, der das rosige Geheimnis der schönen Apothekerstochter mir verhüllte.

Am Freitag war in der Harmonie zu Alltagsleben Theater gespielt worden. Fräulein Else hatte die zu einem Salonlustspiel als Inventarstück gehörige liebenswürdige Witwe, der Rechtspraktikant Schneesieber den mit der Belagerung und Eroberung dieser Witwe vom Verfasser betrauten Liebhaber gespielt. Sofern ich dem Urteil eines ernsten Liebhabers Glauben schenken darf, hatte sie reizend aus-

gesehen. Er hatte nach allgemeiner Ansicht seine Rolle so gut gespielt, wie nur je ein Schauspieler der freisten Bühne. Er hatte sie zu Tisch geführt, und Papa Bohnenstiel hatte eine Flasche Schaumwein spendiert, deutschen natürlich.

Soviel ich mich zu erinnern weiß, hat im Eintagsleben leichtsinniger, nach Honigmonaten lüsterner Ehestandskandidatenfliegen die Einladung zu einer Flasche Schaumwein außerhalb des Hauses die gleiche Bedeutung, wie die Einladung zu einem warmen Abendbrot in der Familie. Der Jargon drückt diese Bedeutung mit den Worten aus: Er kann nicht mehr zurück. Junge Leute, die diese Formensprache nicht verstehen, werden Familientäuscher genannt.

Beim Nachtisch hatte Fräulein Else sich plötzlich eines seidenen Tüchleins erinnert, das sie in der Eile des Umkleidens auf der Bühne hatte liegen lassen. Auf das Erbieten ihres Ritters, das Tüchlein herbeizuschaffen, koste es, was es wolle, hatte sie errötend geantwortet: „Ach, Sie finden es ja doch nicht.“ Nach solcher Antwort war sie entschlüpft, nicht ohne den Armen zuvor mit einem Augenaufschlag getroffen zu haben, den er förmlich gefühlt hatte. — Ich berichte die eigenen Worte des Rechtspraktikanten Schneesieber.

Er war ihr dienstbeflissen nachgeeilt, um suchen zu helfen. Der Vorhang der Bühne war geschlossen, die Bühne selbst leer und verlassen gewesen. Fräulein Else hatte gesucht und gesucht, in der Garderobe, hinter den Kulissen, im Souffleurkasten, auf der dunklen Treppe zur Bühne, und der Rechtspraktikant Schneesieber hatte ihr nach besten Kräften dabei geholfen. Einmal, als sie sich suchend neben ihm gebückt hatte, hatten ihre krausen, blonden Locken seine Wangen gestreift.

Bis hierher hatte ich den schmerzlichen Mitteilungen des Unglücklichen mit dem achtungsvollen Schweigen zugehört, mit dem ich unverschuldetes Unglück zu ehren gewohnt bin. Bei den letzten Worten konnte ich mich eines jähen Ausrufs des Unwillens nicht enthalten.

„Mein Gott!“

Der Rechtspraktikant Schneesieber sah mich mit einem trüben Lächeln an.

„Nicht wahr?“ murmelte er. — „So schön und so falsch!“ —

„Und so dumm!“ setzte ich in Gedanken hinzu meinte aber nicht Fräulein Else. —

„Die Schlange! Diese Schlange!“ —

Ich traute meinen Ohren nicht. — „Weiter, weiter,“ drängte ich. — Er fuhr mit einem tiefen Seufzer fort:

„Wir haben eine Viertelstunde gesucht. Das Tuch war nicht zu finden. Nachher im Saale war sie auf einmal ganz anders. Nach Tisch, nach dem ersten Walzer, ließ sich ihr der — der Herr mit dem k. k. vor dem Namen vorstellen, Hofrat oder was er ist. Ich hab's nicht ansehen können und bin fortgelaufen. — Ich weiß nicht, wie ich's ertragen soll. Es ist alles dunkel um mich. Ich kann nicht ohne sie leben." —

Es war in der That sehr dunkel in unsrer Ecke.

Er trank hastig seinen Wein aus, schüttelte mir mit ernstem Druck die Hand und schlich, ohne zu bezahlen, gesenkten Hauptes aus der Thür.

Ich war einigermaßen enttäuscht. Ich hatte auf etwas mehr Tragik gerechnet, auf ein fürchterliches Auge-in-Auge der Nebenbuhler, auf einen blutigen Rachezug des Griechen aus Alltagsleben gegen den Trojaner aus Wien um dieser schönen Helena willen. Nichts von alledem. Der k. k. Trojaner aus Wien zog unbehelligt mit seiner Beute ab.

Wenn heute ein Homer unter uns wandelte, er würde nichts zu singen wissen vom Zorn des göttlichen Peliden, dem auch ein rosiges Mägdlein weggekapert worden war. Er würde in stiller Sehnsucht nach epischen Zeiten dem nüchternen Jahrhundert nur zu berichten wissen, daß der Rechtspraktikant Schneesieber ungefähr vier Wochen später

mit Fräulein Hilda Sauerbrey von der Firma Simon Sauerbreys Söhne, am Markt Nummer elf, verlobt war.

Wenn der junge Mann im zweiten Falle das erlösende Wort gefunden hat, so will ich darauf wetten, daß es gelautet hat: „Hilda, ich kann nicht ohne Sie leben.“ — Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß ihm der Gedanke an die rettende That gekommen ist. Denn, wenn ein Mägdlein über sechzehn Jahren hinter den Kulissen ein Tüchlein sucht, das sie nicht finden kann, so soll der Jüngling, der ohne sie nicht leben kann, etwas Besseres zu thun wissen, als ihr suchen zu helfen. Das ist die erste Lehre der lehrreichen Geschichte vom Raube der schönen Helena von Alltagsleben. Die Geschichte lehrt aber zweitens den, der es noch nicht wissen sollte, daß liebevolle Blicke und rechtzeitiges Erröten schöne Auslagen in den Schaufenstern sind, mit denen der kluge Kaufmann die Käufer anzulocken sucht. Die Geschichte lehrt zum dritten und letzten, daß es auch heutigen Tags noch ohne die geht, ohne welche ein liebeskranker Jüngling nicht leben kann.

Das Urteil, welches ich als geschworener Wolkenkuckucksheimer in Sachen Schneefieber wider Bohnenstiel nach bestem Wissen nnd Gewissen abzugeben habe, lautet also:

Fräulein Else Bohnenstiel, genannt die schöne Helena von Alltagsleben, ist des Verbrechens der Falschheit nicht schuldig. Dagegen ist der Rechtspraktikant Viktor Schneesieber von Alltagsleben der qualifizierten Einfalt schuldig und daher mit lebenslänglicher Einschließung in den Armen Fräulein Hilda Sauerbreys, unter Entziehung des Hausschlüssels auf ewige Zeiten, zu bestrafen.

Die Kosten dieses Urteils hat der Verleger zu tragen. Von Rechtswegen.

„Ein Daniel kommt zu richten.“ —

. . . .

„Sehr wahr! O weiser, höchst gerechter Richter!
„Um wie viel älter bist du, als dein Ausseh'n.“

. . . .

Nichts ist wohlangebrachter, als ein Sonntagvormittagsspaziergang in den „Grauen Bären“ nach Alltagsleben.

Terpsichore.

✿

„Da hört doch alles auf! Was thust du denn im Hemde auf dem Apfelbaum? Komm 'mal 'runter, Bürschchen!" —

Die Aprilsonne schien hell in meinen Garten. Das erregte Geschrei zweier Amseln hatte meine Aufmerksamkeit auf den mächtigen Apfelbaum gelenkt, der den vollen Frühlingsschmuck seiner Blüten in der sanftbewegten Morgenluft wiegte. Auf den Ästen und zwischen den Zweigen krabbelte und rutschte etwas Weißes. Zwei nackte, runde Beinchen zappelten darunter.

„Komm 'mal herunter, Bürschchen!"

Wer die Augen aufthut, erlebt alle Tage etwas Neues. Daß ihm seine Früchte gestohlen wurden, hatte der alte Herr, der auf dem Rasenabhang den Eingang zum Garten bewachte, schon öfters erlebt,

aber Blüten? Er schüttelte leise das ehrwürdige Haupt, während die Amseln wie besessen laut schreiend hin und her schossen.

Langsam tasteten sich zwei niedliche Füße den Stamm hinab. Ihnen folgten die rosigen Beinchen. Ein Kerlchen von fünf bis sechs Jahren, gerade drei Käse hoch, nur mit einem Hemdchen bekleidet, kletterte den Baum vollends hinab und den Abhang zu mir herauf. Ich war sprachlos.

Oben auf dem Wege blieb der Kleine in der Sonne stehen. „Die niederträchtigen Amseln haben mich in den Fuß gebissen. Hast du nicht etwas?“ klagte er und zeigte auf seinen Fuß.

Das Bürschchen schüttelte sich und zupfte an seinem Hemde. „Hier in der Sonne ist es hübsch warm, aber die Nacht war verdammt kühl, sage ich dir.“

Der Kleine dehnte seine runden Glieder, indem er die Arme nach beiden Seiten von sich streckte. Ich stand noch immer sprachlos.

„Was bist du denn für ein Vogel?“ brachte ich endlich heraus.

„Vogel?“ — Das Kerlchen zuckte verächtlich die Schultern. —

„Selbst Vogel. — Du erlaubst doch, daß ich ablege?“

Was soll ein Menschenfreund, der an einem sonnigen Aprilmorgen Schlag neun Uhr vor des Tages Arbeit in seinem Garten unter blühenden Bäumen spazieren geht, auf solche Frage antworten, ohne unhöflich zu sein? Ich frage jedermann, die Damen nicht ausgeschlossen, was soll er antworten, wenn der Fragende nur mit einem flatternden Hemdchen bekleidet ist?

„Bitte."

Der Kleine zog mit unwilliger Hast das leichte Gewand über den Kopf und warf es im Schwunge auf den Rasen.

„Da!" sagte er. „Das Ding ist schrecklich unbequem und warm hat es auch nicht gehalten. Gestern in Alltagsleben hat's mir ein Mädel gegeben, weil sie sich so schämte, sagte sie. Unsinn! Als ob ich mich schämte!"

Ich hatte mit großen Augen zugesehen, und mein Staunen wuchs von Sekunde zu Sekunde. Auf dem Rücken des Kleinen entfalteten sich in der warmen Sonne zwei schimmernde Flügel, zart wie Spinnweben und schillernd wie Perlmutter. Ich will offen gestehen: Kein kommandierender General in Paradehosen hätte mir solch Vergnügen bereiten können, wie das kleine splitternackte Kerlchen, selbst wenn er mir um zwölf Uhr auf=

gewartet hätte statt, wie dieses rosige Geschöpf, um neun Uhr, zu einer Zeit, in der Poeten wie andre Proletarier von rechtswegen arbeiten sollten.

„Eros, Eros!“ murmelte ich leise, in den Anblick des göttlichen Knaben versunken.

„Unsinn!“ murrte der Kleine. „Eros! Das könnte dir passen in deinen Jahren. Ich bin freilich keine von den gewöhnlichen Amoretten, das Stück zu drei Mark. Pfui! Diese Berninischen Posaunenengel mit den Rotwurstarmen und den Elefantenbeinen! Tante Venus hat noch am letzten Freitag zu mir gesagt: ich wär' ein süßer, kleiner Schelm.“

Das Kerlchen sah wohlgefällig, wie ein schlankes Mägdlein, an sich herunter.

„Du, sag',“ — er faßte vertraulich meine Hand. — „Hast du nicht etwas zu frühstücken für Desiderio? Ein Glas Portwein, heh?“

„Komm, Desiderio.“

Hand in Hand wandelten wir dem Hause zu.

Wenn je diese Blätter das Glück haben sollten, einem Menschenkinde in die Hand zu fallen, das nichts Besseres zu thun weiß, als mit Skizzenbuch und Bleistift über Berg und Thal zu wandern, so lasse sich besagtes Menschenkind den mit der Feder nicht zu beschreibenden Augenblick nicht entgehen,

als Frau Beate Hämmling des geflügelten Knäbleins ansichtig wurde.

„Ach, du lieber Gott!“ schrie sie auf und schlug die Schürze vor das Gesicht. — „Ich schäme mich tot, ich schäme mich tot.“

„Unsinn!“ sagte ich. „Hier ist absolut nichts zu schämen, Frau Hämmling, es sei denn, daß kein Portwein mehr im Keller wäre.“

Glücklicherweise fand sich in einem Winkel noch eine verstaubte Flasche. Auch Honig war da, goldgelbe Butter und lockeres, weißes Brot, wie es sich für einen so luftigen Gast gehörte. Frau Hämmling hielt zwar des Anstands halber immer noch einen Zipfel der Schürze vor die Augen. Aber sie schielte darunter tapfer nach dem fröhlich schmausenden Bübchen, und ich müßte ihr weiblich Gemüt schlecht zu beurteilen gewußt haben, wenn sie nicht gedacht hat: „Solch' einen Buben, wenn ich hätt', Herrgott!“

Desiderio erzählte mir, daß er sich gestern verflogen habe und infolge widrigen Windes nach Alltagsleben geraten sei. Es war dem Kleinen bitter-schlecht ergangen. Nur mit Mühe war er den derben Fäusten des Polizeisergeanten Schluckspecht entronnen, der ihn wegen groben Unfugs hatte festnehmen wollen. In seiner Angst hatte

sich Desiderio durch ein offenes Fenster in das Schlafkämmerchen einer jungen Magd geflüchtet. Sie hatte nach gutherziger Mädchen Art den Schelm bis zum Anbruche der Dunkelheit bei sich verborgen und ihn trotz seines Sträubens mit dem Hemdlein ausgerüstet. In solcher Gewandung war er unter dem Schutze der Nacht unbehelligt entkommen, hatte jedoch in der Eile der Flucht Bogen und Köcher bei seiner Beschützerin liegen lassen. Da bei Nacht alle Katzen grau sind und Amoretten, wie männiglich und weibiglich bekannt, nicht über ihre Nasenspitze hinaus sehen können, hatte Desiderio den Apfelbaum in meinem Garten für ein blühendweißes Himmelbett angesehen und die ganze Nacht wehrlos im Kampfe mit den beiden Amseln zugebracht, welche das Recht des älteren Besitzes rücksichtslos geltend gemacht hatten.

„Die elenden Biester!“ schloß der Kleine seine Erzählung und rieb sich den rechten Fuß, welcher am Knöchel etwas geschwollen war. Ich holte meine Taschenapotheke herbei. Während Desiderio den geschwollenen Fuß mit Vaseline einrieb und die von den Schnabelhieben der Amseln herrührenden Hautrisse mit englischem Pflaster verklebte, nahm er mir das Versprechen ab, ihm Bogen und Köcher unter allen Umständen wieder zu verschaffen. Er

bat, beide am Weinspalier aufzuhängen, wo er die Sachen bei Gelegenheit abzuholen versprach.

„So. — Das wäre besorgt.“

Desiderio sprang auf die Füße und spreizte die Schmetterlingsflügel zur Hälfte, um mit den Fingern die zarten Ränder zu befühlen.

„Trocken,“ sagte er befriedigt und nickte mir lächelnd zu.

Ehe ich mich eines weiteren versehen hatte, erhob er sich flatternd und schoß zum offenen Fenster hinaus. Ein wahres Zetermordio erhob sich aus dem Apfelbaum, während ich mit einem Gesicht, wie es den Müttern der Lämmer eigen zu sein pflegt, dem Entschwundenen nachstarrte. Ach, ich sah nichts als den blauen Frühlingshimmel, an welchem ein weißes Wölkchen dahin segelte.

Frau Beate Hämmling seufzte, als sie den Tisch abräumte. „Soll ich den Portwein alle Tage zum Frühstück bringen, Herr Doktor?“ fragte sie. Ihre Stimme klang merkwürdig sanft.

„Nein, nein. Nur wenn Besuch da ist.“

Frau Hämmling schüttelte den Kopf, seufzte noch einmal und ging. Mich aber wollte es nicht am Schreibtische leiden. Unruhig wallte mein Blut, als müßte sich etwas ereignen. Ich wünschte mir etwas, aber ich wußte nicht was. Ich wollte

etwas sagen, aber ich wußte nicht wie. Ich wollte etwas fragen, aber ich wußte nicht wen. Mir fehlte etwas, aber ich wußte nicht wo. Sehnsüchtig hob draußen die Nachtigall an zu singen.

Desiderio, Desiderio!

Oder war es der ungewohnte Portwein zum Frühstück?

So wird man um seine besten Arbeitsstunden gebracht. Schändlich!

Kalliope.

✡

Seltsames Volk: in grüner Waldespracht
Um einen alten Steinbau hingelagert,
So jung als alt, der welk und abgemagert,
Der frisch und blühend. — Langsam sinkt die Nacht.
Von ferne schrillt das Zirpen der Cikaden,
Ein Drosselruf aus Zweigen dann und wann,
Leuchtkäfer glühen auf im dunklen Tann,
Indeß die Wiesen schon im Tau sich baden.
Am blauen Himmel schwimmt der halbe Mond,
Der Abendstern blitzt auf in seliger Weite,
Dem Hirten folgt als lustiges Geleite
Die Wolkenherde, seines Rufs gewohnt. —
Ein Alter streicht den langen, grauen Bart.
Dann hebt er an: „Wer auf des Lebens Fahrt
„Zurückgelegt das längste, schwerste Stück,
„Beginne heute. Sagt mir, was ist Glück?“ —
Der so gerufen, wendet das Gesicht
Dem Kreise zu, erhebt sich still und spricht:
„Von Schuld und Schmerz ein freier Augenblick,

„Ein flatternd Schweben über dem Geschick,
„Ein Ringen mit dem Gott in unsrer Brust,
„Ein Fiebertraum, der Todesschrei der Lust —
„Ein Leuchten, das aus schwerer Wolken Wacht
„Vom Himmel flammt in warmer Frühlingsnacht —
„Wer hat den Preis dafür nicht hoch gescholten?
„Mit tausend bittren Stunden ward's erkauft,
„Mit tausend Thränen, da es kam, getauft,
„Mit tausend Martern, als es ging, vergolten.
„Und doch! Im Lebensplan das einzige Stück,
„Das sich zu spielen lohnt, — das ist das Glück!" —
Ein Zweiter springt vom Sitz. — Der Alte nickt
Dem Jüngling zu, der vor sich nieder blickt.
Doch seine Stimme klingt wie Lerchenschlag,
Wie Finkenruf am ersten Maientag. —
„Und sollte ich den Preis dem Schicksal zahlen
„Mit Schuld und Schmach, mit hundertfältigem Tod,
„Mit nie erhörtem Leid, mit tausend Qualen:
„Steig auf, du wunderselig Morgenrot!" —
Ein Dritter nimmt ihm fast vom Mund das Wort.
„Und trüge auch —" Mit bittender Gebärde
Erhebt er finstren Blicks sich von der Erde.
Der Alte winkt: „Schon gut, mein Sohn, fahr' fort." —
„Und trüge auch dein Schoß verschwiegene Wonnen,
„Wie keines Dichters Traum sie je erdacht,
„Und brächtest du die Sterne mir, die Sonnen,
„Einmal hat mich dein listiger Trug umsponnen:
„Zurück! So wandl' ich sicher durch die Nacht." —
Der Vierte lächelt schweigend vor sich hin.
Der Meister fragt: „Was geht dir durch den Sinn?

„Du lächelst! Laß uns wissen, was du denkst.“ —
Der andre lächelnd: „Oh, ihr wißt es längst. —
„Bleib nur hübsch unten auf deinem Niveau,
„Iß, trink', spaziere nach Tisch auf's Plateau.
„Leg' dich punkt zehn Uhr in dein Nest,
„Und du bist glücklich. Probatum est.“ —
Ein Fünfter erhebt sich mit schalkhaften Mienen:
„Ich möchte mit einer Antwort dienen.
„Sollte dagegen ein andrer vermeinen,
„Daß solche Leute nur glücklich scheinen,
„Die nichts lieben, als ihren Bauch,
„Die auf Pfühlen und seidenen Kissen
„Weder von Himmel noch Hölle wissen,
„Werd' ich ihm sagen: Das meine ich auch.“ —
Dem Sechsten wird Gehör gegeben,
Er reckt den hagren Leib und spricht:
„Von keinen Schmerzen kann ich leben;
„Von keinem Glück! Ich glaube nicht.“ —
Der Siebente stimmt dem Sechsten bei.
„Machen die Leute ein großes Geschrei!
„Glückliche Menschen! Wenn man's bedenkt, —
„Glücklich vielleicht, — aber sicher beschränkt.“ —
„Hätte wohl Lust, einmal glücklich zu sein,“
Wirft der Achte behaglich ein,
„Sehe ich aber, wie's andere treiben,
„Sag' ich mir still: Du, das laß bleiben.
„Lieber noch Wasser, als Wasser mit Wein.“ —
Der Neunte fährt durch die langen Haare.
„Glück an der Wiege und Glück auf der Bahre!
„Bleibt mir vom Halse! Das Glück ist wurst.

Es lebe die Liebe, es lebe der Durst!" —
Der Alte schüttelt ohne Groll
Das graue Haupt und spricht gelassen:
„Ich weiß nicht, was ich denken soll.
„Die Tonart hört' ich auf den Gassen.
„Doch seht, zu Thale sinkt die Nacht,
„Die Nacht, uns allen wert und teuer.
„Auf freier Höh' das Sonnwendfeuer
„Sei altem Brauch nach angefacht.
„Wer ist am Werk?" — Ein Jüngling tritt hervor.
„Ich, Meister." — „Du? Gieb Antwort, reiner Thor,
„Ist alles auch zum Feuer vorgerichtet,
„Das Werk bestellt, der Holzstoß aufgeschichtet?" —
Der Jüngling reicht ihm eine Fackel dar.
„Ja, Meister." — Jener drauf: „Wie sonderbar!
„Du, Parsifal, bist stumm geblieben? Sagt,
„Was ist mit ihm?" — „Ihr habt mich nicht gefragt." —
„So sprich, was ist das Glück, bevor das Licht
„Der Fackel aufflammt." — „Herr, ich weiß es nicht.
„Ich habe seine Spuren wohl geseh'n
„Im Tau, der nächtlich unsre Fluren segnet.
„Auf meinem Wege ist mir's nicht begegnet." —
Der Alte faßt die Fackel. — „Laßt uns geh'n." —
Am Holzstoß steht die kleine Schar im Kreise,
Der Meister vorn, die andren Hand in Hand.
Die Fackel sprüht. Die Funken knistern leise.
Zum Himmel wirbelnd wälzt den Rauch der Brand. —
„„Es giebt ein Glück, allein wir kennen's nicht:
„„Wir kennen's wohl und wissen's nicht zu schätzen.""
Der Meister spricht's. — „Nach heiligen Gesetzen

„Üb' ich des Alters Amt und Ehrenpflicht.
„Dir, Parsifal, erkenn' ich zu den Preis.
„Du hast der Wahrheit goldenen Schatz gehoben,
„Nur was empfunden wurde, darf ich loben,
„Nimm hin als Siegesschmuck das Tannenreis. —
„Es giebt ein Glück, allein wir kennen's nicht.
„Wir kennen's wohl. — Wir sehen seine Spuren.
„Wie diese Nacht netzt es die durstigen Fluren
„Mit seinem Tau. Es grüßt uns, wie ein Licht,
„Das uns auf rauher Höh' die Hütte kündet,
„Die uns an ihrem Herde aufgenommen.
„Am hellen Morgen ist der Schein verglommen.
„Die Sonne trank den Tau. — Das Feuer schwindet.
„Wohlauf, daß uns ein guter Sprung gelingt!"
Er faßt den langen Haselstock und schwingt
In kühnem Sprung mit jugendlichem Mut
Und hellem Ruf sich über Rauch und Glut.
Ihm folgt der Nächste jauchzend. — Mann für Mann
Entschwindet hinter ihm im dunklen Tann. —
Von Scherz und Ernst bleibt nichts im Wald zurück,
Als Asche und die Frage: Was ist Glück?

Klio.

✲

Schwere Gewitterwolken zogen von Südwesten herauf, als sich am einunddreißigsten Juli eintausend achthundert und achtundneunzig nach unsres Herrn Christus Geburt die Wolkenkuckucksheimer Gemeinde schweigend um das Mephistodenkmal auf den Praxis-wiesen versammelte. Niemand hatte zu dieser Ver-sammlung eingeladen. Leise nur war es von Mund zu Mund gegangen, von Ohr zu Ohr: Morgen! Alle waren gekommen.

Starr und unbeweglich standen die Tannen des Traumwaldes, als wollten sie lauschen. Nur ein flüsterndes Raunen ging durch ihre Wipfel, grad' wie es Tags zuvor von Mund zu Mund gegangen war: Morgen! —

Ein stummes Nicken, ein stilles Grüßen ging von einem zum andern. Einer nach dem andern

trat in den Halbkreis. So viele ihrer mit grauem Haar, mit Falten=durchfurchten Zügen und ach! nur wenige Jünglingsgestalten mit dem rosigen Schimmer der Lebensblüte auf den Wangen.

Einer von ihnen, einer von den wenigen, trat aus dem Kreise hervor, eine schlanke Gestalt mit durchgeistigtem Antlitz, in dem zwei schwärmerische Augen wie Sonnen brannten. Der Jüngling trat ernsten Angesichts vor den gewaltigen Granitblock des Denkmals und ließ die Blicke über die Häupter der Versammelten schweifen. Er legte die rechte Hand auf das Herz und fragte mit lauter, klangvoller Stimme: „Seid ihr da? Alle?“

Lautloses Schweigen antwortete ihm. Ein Windstoß fuhr durch die Tannen, daß sie seufzend aufrauschten. Wieder war alles still. Schwer und schwül lag die Luft auf der weiten Hügellandschaft, die sich in schwarze Schleier gehüllt zu haben schien. In dem dumpfen Schweigen, das über ihr brütete, glich sie einer Witwe, deren starre Lippen noch kein Schrei des Schmerzes geöffnet hat, deren heiße Augen die Wohlthat erlösender Thränen noch nicht empfunden haben. Hinter den Bergen rollte dumpf der erste Donner.

Der Jüngling trat auf einen Alten zu und verneigte sich vor ihm.

„Es fehlt keiner, Meister," sagte er und trat in den Halbkreis zurück.

Der Alte bestieg mit schnellen Schritten die zum Denkmal führenden Stufen. Es war ein Mann Mitte der Siebenzig, mit wirren, weißen Haaren, mit eisgrauem Schnurrbart, nur noch Haut und Knochen. Seine Augen verschwanden fast unter den buschigen, weißen Brauen. Seltsam berührte in seinem Gesicht der Gegensatz der hohen, kräftig hervortretenden Stirn und der kühn geschwungenen Adlernase, die ihm ein noch jugendliches Aussehen verliehen, zu den mageren Wangen, dem eingefallenen Munde und dem spitz gewordenen Kinn, welche die Macht des schleichenden Alters bekundeten. In der breit gewölbten Brust trug der Alte eine Kugel, die er vor fünfzig Jahren im März auf den Barrikaden erhalten hatte.

Also hub er zu reden an, zuerst langsam, mit leiser Stimme, dann lauter und lauter, schneller und schneller, als müßte er einem anderen Redner das Wort lassen, der in Blitz und Donner auf den Flügeln der Windsbraut daher gefahren kam.

„Er war unser! — Unser war er in den verschwiegenen Tiefen seines furchtlosen deutschen Gemüts, unser in dem göttlichen Hasse gegen das Kleine und Gemeine, unser im unerbittlichen

Kampfe gegen Schein und Phrase, unser in mannhafter, nie wankender Treue, unser in seiner hochgemuten Siegfriedsart, seiner großen Sache zu dienen, unangefochten durch giftigen Neid und durch das blöde Urteil der Afterweisheit des Tages. Er war unser in dem unerschrockenen Freimut seiner Worte, — unser auch im fröhlichen Gespräch im Kreise derer, die ihm lieb waren, beim vollen Becher; doppelt unser in spielendem Scherz und in beißendem Spott. Er war unser, weil er ein Mensch war, ein ganzer Mensch, weil er hassen konnte und lieben, unser vor allem in seinen menschlichen Schwächen. — Dummheit und Bosheit und die gemeine Lust am Gemeinen mögen mit frechem Grinsen das Zerrbild ihrer eigenen Ohnmacht und Erbärmlichkeit über den Tiefen einer großen Seele höhnisch bespiegeln. Wer, der erhobenen Hauptes in der reinen Luft menschlichen Empfindens zu wandeln gewohnt ist, achtet des Wurms, der im Staube kriecht! Er war unser!

Aber er war klug. Für das, was unsrem träumenden Schaffen als ewig-unerreichbares Ziel vor Augen schwebt, hatte er keine Zeit. Er wollte nicht träumen. Er mußte schaffen. Er schuf mit scharfen Schwerthieben, was wir uns mit heißen Thränen hatten träumen lassen. Das trennt ihn

von uns, von unsrer Welt, ihn, den Mann der harten Thatsachen, die seine eherne Hand, wie Wachs, weit ausschauenden Geistes nach seinem Willen zu formen verstand, — von uns, die wir uns aus Not und Drang des Lebens in die Welt des schönen Scheins hinüber geflüchtet haben, unter ihren goldenen Wolkenbildern zu wähnen, zu hoffen, zu wünschen, zu träumen, was nie sein kann und niemals werden darf.

Daß er klug war, klüger, denn einer vor ihm, würde ihn von uns auf ewig trennen. Aber aus der Welt drüben, aus seiner Welt, führt eine Brücke zu uns seit den Zeiten, da sich die großen Wasser verliefen und der Herr mit Noah seinen Bund schloß. Auf dieser Brücke kommen sie alle zu uns, die Großen im Reiche der Geister, alle, die kein Glück gehabt haben. Auch er ist gekommen, müde und matt, trübe und traurig, weh und wund. Er ist ganz unser geworden, so wie er unter den Bäumen seines Waldes gewandelt ist seit Jahren.“ —

Der erste Blitz zuckte leuchtend aus dem schwarzen Gewölk uns zu Häupten und ließ die goldenen Buchstaben auf dem Granit des Denkmals hell erglänzen: Quos ego! Rollend hallte der Donner zum Tannenwalde. Alle Häupter hatten sich entblößt.

Durch den Leib des Alten ging ein Zittern, als hätte ihn das himmlische Feuer berührt. Seine weißen Haare flatterten im Winde, die fleischlosen Arme reckten sich gen Himmel, seine Gestalt schien zu wachsen. Scharf und schneidend klang die drohende Stimme des Greises durch den Aufruhr der Elemente.

„Verflucht sei die bübische Hand, die dein teures Andenken frevelhaft zu berühren wagt! Verflucht sei der freche Fuß, der über dein Grab ehrlos und treulos hinweg schreitet! Verflucht sei der deutsche Name auf ewig, so man dir zu danken je vergessen sollte! Verdorren soll die giftige Zunge, die die Arbeit deines großen Lebens lästert! Verdorren bei lebendigem Leibe soll das deutsche Herz, das dich nicht liebt, heute und morgen und allezeit!

„Zeus Kronion! Jupiter optimus maximus! Jehovah! Allvater in Walhall! Mit welchem Namen wir dich rufen mögen, — du, der Ewige, der Einzige, du, der immer ist und immer gewesen ist, immer derselbe, — du, unser Gott, an den wir in heiliger Liebe glauben, und vor dem wir in stummer Ehrfurcht knieen, — höre uns, unser Gott, und gieb ein sichtbar Zeichen, daß deutsche Treue feststehen soll auf Erden, wie dein Regenbogen, da du den Bund schlossest mit Noah! — Triff!“ . .

Der Alte konnte nicht enden. Eine gewaltige Feuersäule schien, Tod und Verderben bringend, einen Augenblick über uns hinweg zu wandeln. Ein krachender Donner erschütterte, die Sinne betäubend, den Boden, auf dem wir standen.

Drüben am Rande des Traumwalds zuckte die feurige Lohe an einer allein stehenden Tanne empor. Der Regen prasselte in Strömen nieder, als wollte sich die große Flut erneuen. Blitz zuckte auf Blitz, Donner rollte auf Donner. Der Himmel schien in Flammen aufzugehen.

Der Alte war bewußtlos zusammengebrochen. Wir eilten ihm zu Hilfe und trugen ihn fort.

„Wotan, Wotan!" murmelte er leise. — „Du bist treu. — Triff! — Triff!" —

Als wir sein Haus verließen, nachdem wir den Kranken sorgfältiger Pflege anvertraut hatten, spannte sich, in seinen sieben Farben leuchtend, der Frieden verheißende Bogen über Wolkenkuckucksheim, die Brücke, über die sie alle kommen müssen, die kein Glück gehabt haben, wie der Alte gesagt hatte. Er konnte ihn nicht mehr sehen. Er lag ohne Bewußtsein, von schwerem Fieber befallen.

Eine Woche darauf haben wir den alten Achtundvierziger auf dem kleinen, hoch gelegenen Friedhofe in Wolkenkuckucksheim zur ewigen Ruhe ge-

bettet. Auch ihn hat kein Geistlicher geleitet. Aber über seinem Grabe haben deutsche Männer stumm Hand in Hand gelegt. Der Geist des Alten ist nicht mit ihm begraben worden. Wer an Geist und Geister nicht glaubt, möchte eines Tages zu seinem Schaden gewahr werden, daß ein heimlich Feuer unter der Asche glüht, die knietief über deutschen Landen aufgeschichtet liegt. Das Feuer wird glühen, bis über den rauchenden Trümmern kraftloser Götzenbilder ein neues Geschlecht zur Herrschaft gerufen werden wird, welches wieder an einen deutschen Gott glaubt, an deutsche Helden und an deutsche Treue.

Sechstes Kapitel.

Enthält nichts Neues und nichts Erfreuliches und kann deshalb von dem Leser ohne Schaden überschlagen werden.

Am Tage nach der Beerdigung des alten Achtundvierziger fiel mir die neuste Nummer des Normalheimer Anzeigers für Stadt und Land in die Hand. Ich las gleichgiltig-gedankenlos, drei oder vier Zeilen mit einem Blick überfliegend, von Spalte zu Spalte springend, so wie es sich zu lesen ziemt, was ohne Hirn und Herz geschrieben ist und weder den Verstand noch das Gemüt in Anspruch nimmt. Ich las:

„Wir haben versucht, dem mannigfachen, viel„fach überschätzten Verdiensten des in hohem Greisen„alter heimgegangenen Staatsmannes ebenso voll „und ganz gerecht zu werden, wie seinen nicht minder „erheblichen Fehlern und Schwächen ...... Unsere

„durchaus sachliche und objektive Würdigung seiner
„nach vielen Richtungen interessanten, wenn auch
„nicht sympathischen Persönlichkeit . . . . . . seine
„schroffe, unliebenswürdige Art . . . . . Diktator-
„launen . . . . seine bekannte Rücksichtslosigkeit
„und ein bedenklicher Mangel an Aufrichtigkeit . . . .
„Wir erkennen den Arm der dramatischen Gerechtig-
„keit . . . .“

Ich wandte das Blatt und las mit springenden
Augen:

„Die hämischen Angriffe der Normalheimer
„Neuesten Nachrichten . . . . unglaubliche Verlogenheit
„eines von Irrtümern, um nicht zu sagen, von be-
„wußten Fälschungen strotzenden Artikels . . . . die
„unqualificierbaren Rüpeleien dieses Herrn . . . .
„pöbelhafte Sprache —“

Meine Augen thaten einen neuen Sprung und
blieben an einigen fettgedruckten Sätzen hängen:

„Den schwindelhaften Reklamen der N. N. N.
„gegenüber stellen wir auf Grund unsrer Bücher fest,
„daß unsre Zeitung, die weitaus verbreitetste in der
„gefürsteten Grafschaft, im laufenden Quartal mehr
„als fünftausend Abonnenten zählt. Das Abonne-
„ment für den Monat September beträgt nur fünfzig
„Pfennige. Der im Feuilleton erscheinende, äußerst
„spannende Sensationsroman ‚Vergiftete Pfeile‘ aus

„der geistvollen Feder von Frau Dr. Susanna Imbadé
„wird den neu hinzutretenden Abonnenten gratis
„nachgeliefert.“

Ich flog mit der Schnelligkeit der Wanderschwalbe von Deutschland über Italien nach Afrika, als meinen Augen von der andren Seite des Blatts die Worte: ‚Aus Wolkenkuckucksheim‘ — entgegen sprangen. Ich folgte den Zeilen mit gieriger Hast. Da stand zu lesen:

„De mortuis nil nisi bene. Gestern wurde
„in Wolkenkuckucksheim ein Mann zu Grabe ge-
„tragen, der durch Geburt und Anlagen eine größere
„Rolle im Leben unseres engeren Vaterlandes zu
„spielen einmal berufen schien. Die näheren Um-
„stände seines Todes, denen eine gewisse Tragik nicht
„fremd ist, werfen ein so grelles Schlaglicht auf die
„unglaublichen Zustände in Wolkenkuckucksheim,
„daß wir den Fall nicht, wie wir möchten, mit
„Stillschweigen übergehen können.

„Wir haben unsren Lesern über das selten
„schwere Gewitter berichtet, das vor acht Tagen
„gegen Mittag über Wolkenkuckucksheim nieder-
„gegangen ist. Hier war um dieselbe Zeit der
„schönste Sonnenschein. Den von uns eingezogenen
„Informationen zufolge ist dem alten, hoch in den
„Siebenzig stehenden Herrn die Erregung verhängniß-

„voll geworden, in die ihn eine während des Ge=
„witters am Mephistodenkmal (!) auf den Praxis=
„wiesen gerichtete Ansprache an die versammelte
„Gemeinde gesetzt hat. Wir haben den Wortlaut der
„Rede trotz aller Bemühungen nicht in Erfahrung
„bringen können. Es ist zur Genüge bekannt, daß
„die Herren in Wolkenkuckucksheim mit ihren je=
„weiligen Expektorationen das helle Licht der
„Öffentlichkeit scheuen. Wir können aber aus
„bester Quelle mitteilen, daß sie an Maßlosigkeit
„und Überspanntheit den höchsten Rekord erzielt
„hat. Bis zu welchem Gipfel der Geschmacklosigkeit
„ein in das Groteske übertriebener Personenkultus
„— selbstredend in bester Absicht — sich verirren
„kann, dafür haben die Herren in Wolkenkuckucks=
„heim einen neuen, vollgiltigen Beweis erbracht.

„Wir beschränken uns darauf, unsre Berichter=
„statterpflicht zu erfüllen, so gut, wie das nach Lage
„der Sache möglich ist, möchten jedoch angesichts
„der Thatsachen nicht verfehlen, die Augen der fürst=
„lichen Regierung in Kastenhausen auf den Vorfall
„zu lenken. Es scheint in der That an der Zeit,
„dem lichtscheuen Treiben da oben ein Ziel zu setzen
„und für etwas mehr Licht zu sorgen. Sonst
„dürften wir es eines Tages erleben, daß das hirn=
„wütige, größenwahngeschwollene Prätorianertum in

„Wolkenkuckucksheim im Lande nach Belieben schaltet „und waltet. Bei Worten wird es das nächste „Mal kaum bewenden. Wir haben unsre Stimme „warnend erhoben. Caveant consules!“ —

. . . .

Ich begab mich mit hochgespannten Erwartungen vierundzwanzig Stunden später nach Normalheim. Meine Erwartungen wurden bitter enttäuscht. Weder die Sachsen-Sieben-Indier, die so gut Deutsche sind wie Preußen, Schwaben, Bayern, Sachsen, noch die hirnwütigen Prätorianer in Wolkenkuckucksheim hatten den Normalheimer Glasern Gelegenheit zu einigem Verdienst gegeben. Die Fensterscheiben des Hauses auf der Mittelstraße, dessen Pforte die Aufschrift trägt: „Expedition des Normalheimer Anzeigers für Stadt und Land“ waren unversehrt. Ich ging nachdenklich weiter. Im Vorübergehen sah ich den Mann der „bewußten Fälschungen“, der „unglaublichen Verlogenheit“, der unqualifizierbaren Rüpeleien“, der „pöbelhaften Sprache“ in seiner Redaktionsstube sitzen und vergnügt in einen saueren Apfel beißen. Ich beschloß, das Gleiche zu thun und ließ beschämt einen faustgroßen Stein auf das Pflaster fallen, den ich unterwegs aufgelesen hatte.

Auf dem Altmarkt ließ ich mir von einer Obst-

frau bestätigen, daß am Tage des Gewitters in Wolkenkuckucksheim in Normalheim die Sonne über Gerechten und über Ungerechten in blendender Klarheit geleuchtet hatte. Ich ging mit niedergeschlagenen Augen um das Bronzedenkmal des Normalmenschen herum, das seit kurzem den Markt schmückt, und bog in das Mondkalbgäßchen ein. In dem Haupttabaksverschleiß an der Ecke des Gäßchens erfuhr ich, daß die Sonne zur selben Stunde des gleichen erfreulichen Amts auch in Kastenhausen gewaltet hatte, und daß dazu und zur Feier der Vermählung des Prinzen Gunther von Sachsen-Sieben-Indien mit der reichsunmittelbaren Gräfin Dorina Kraft-Kraft-Kitzelbach die Kapelle des sachsen-sieben-indischen Leibregiments unter großem Zulauf der schönen Welt auf dem Residenzplatze in Kastenhausen eine gar fröhliche Hochzeitsmusik geblasen hatte. Der aufmerksame Haupttabaksverschleißer, ein Kastenhausener Kind, zeigte mir das goldgeränderte Programm:

Choral: Lobe den Herren. — Arie aus Mignon: „Kennst du das Land", von Thomas. — „Vien qua, Dorina bella", Variationen von Weber. — Walzer „Du und Du" aus der Fledermaus von Strauß. — Hochzeitsklänge, Marsch dem durchlauchtigsten neuvermählten Paare allerunterthänigst

gewidmet von Fridolin Biedermann, fürstlich f. f. i. Musikdirektor im Leibregiment. —

Ich erstand die mit den Bildern des Prinzen Gunther und der reichsunmittelbaren Kitzelbacherin geschmückte Ausgabe des Marschs nebst einer gleich geschmackvoll verzierten Ansichtspostkarte in der nächsten Buch- und Musikalienhandlung.

Mir war übel zu Mute, als ich langsam den steilen Pfad zum Traumwalde hinaufstieg. Aufatmend betrat ich das grüne, kühle, vertraute Revier. —

Hoch in den Lüften, mir zu Häupten über den Tannen zog das Rauschen der Totenklage: dumpfe Trommelwirbel, schwere Glockenrufe in langen, bangen Pulsen, gedämpftes Schluchzen, ersticktes Weinen. — Aber vor den Ohren summten mir in feinen Tönen, wie Stechmücken, die sehnsüchtig-elegante Weise des Franzosen, das zierlich tändelnde Spiel der Variationen, die prickelnden, verliebten Rhythmen des Walzermeisters. Umsonst mühte ich mich, durch Schütteln und durch Schläge gegen meinen unschuldigen Kopf die Überlästigen zu verjagen. Um sie los zu werden, versuchte ich mein Tonvorstellungsvermögen an dem allerunterthänigsten Marsche. Ich entfaltete das Werk des Herrn Fridolin Biedermann im Vorwärtsschreiten. Aber ich ver-

mochte nicht, die führende Stimme der Melodie zu Stande zu bringen. Den Text dazu hatte ich sofort, wiewohl er nicht gedruckt war, wie die Noten. Er begleitete mich bis zur Schwelle meines Hauses und darüber hinaus in den Abend und in einen unruhigen Schlaf.

Als ich am andren Morgen erwachte, sprach ich laut die Worte: So ehrt ein großes Volk seine großen Toten. — Mit dem Hauche meines Mundes verwehten sie im Morgenwinde, der durch das offene Fenster zog.

Siebentes Kapitel.

Handelt statt von einem zerrissenen Herzen von einem zerrissenen Stiefel und zeigt dem musikalischen Leser den Übergang von E-dur nach Cis-moll.

Wolkenkuckucksheim besitzt weder eine Kirche noch ein Wirtshaus, weder Post noch Telegraph. Es hat weder Arzt noch Apotheker. Weder Bäcker noch Metzger, weder Schuster noch Schneider ist da zu finden. Es hat nicht einmal einen Friseur, den die Wolkenkuckucksheimer am allernötigsten hätten, weil ihnen ob dem, was alle Tage geschieht und nicht geschehen sollte, wie ob dem, was alle Tage nicht geschieht und doch geschehen müßte, die Haare von früh bis abends zu Berge stehen. Die Normalheimer haben sich deswegen schon wiederholt bei der fürstlichen Landespolizeidirektion in Kasten-

hausen beschwert, zum letzten Male, soviel ich mich entsinne, nach der Aufführung des „Weißen Rößls“ im Hoftheater zu Kastenhausen. Sie behaupteten nämlich leichtfertig und ohne einen Schimmer von Beweis, daß die Nachtruhe in Normalheim nach jener Aufführung durch das unaufhörliche Haarsträuben in Wolkenkuckucksheim eine Woche lang gestört worden sei. Die Beschwerde hatte keinen Erfolg, weil nachgewiesen werden konnte, daß das nachtruhestörende Geräusch durch das polizeiwidrige Ächzen der Tannen im Traumwalde verursacht worden war. —

Mein Schrecken war daher nicht gering, als ich am siebenten Juni sieben Uhr sieben Minuten beim Ankleiden bemerkte, daß Oberleder und Sohle meines linken Stiefels die Absicht, sich dauernd von einander zu trennen, unverkennbar zu Tage treten ließen. Ich werde den Tag nie vergessen. Das Jahr thut nichts zur Sache. Das werden alle Mädchen bestätigen, die das fünfundzwanzigste überschritten haben.

Meine Stiefel platzen immer zuerst auf der Herzseite. Das geht allen so, denen das Herz den Takt schlägt, wenn sie Tag für Tag mit dem rechten, das heißt mit dem linken Fuße antreten.

Ich bin nie für das Flicken gewesen.

„Mich vom Halben zu entwöhnen
„Und im Ganzen, Guten, Schönen
„Resolut zu leben“,

zog ich mein Taschenmesser und erweiterte den Riß an meinem Herzstiefel zu einem gähnenden, von keinem Rister zu überbrückenden Schlunde. Ich warf noch einen betrübten Blick in den Stiefelschrank. Da half kein Sträuben, ich mußte nach Normalheim wandern, um den Meister Krüglkopf zu konsultieren.

In Alltagsleben giebt es zwar auch Schuster. Aber ihren Erzeugnissen fehlt der Stil. Der neue Normalheimer Stil ist eine Erfindung des Meisters Krüglkopf auf der Phrasengasse. Das Rezept dazu habe ich mir aufgeschrieben: Man quirlt das feinste Mark eines vergangenen Jahrhunderts mit einigen unreifen Gedanken in einem mäßig großen Hirnkasten so lange durcheinander, bis ein flüssiger Brei entsteht. Wenn der Brei Blasen wirft, wird das Fett abgeschöpft. Der Teig wird brühwarm in die Presse gebracht und, wenn er steif geworden ist, mit grünen Redensarten und jungem Lorbeergemüse angerichtet.

Ich beschloß, keine Minute zu verlieren. Unangenehme Geschäfte werden durch Aufschieben nicht angenehmer. Sie liegen beim Zubettgehen im

Magen und beschweren den Kopf beim Aufstehen. Des weiteren gilt für alle Völker und zu allen Zeiten: Spring' beim Baden schnell in das kalte Wasser. Stürz' dich auf Reisen kopfüber in das fremde Element. Zähl' langsam bis drei, ehe du einem lieben Mädel an den Hals fliegst. Einen widerwärtigen Menschen aber setz' vor die Thür, noch ehe er bis drei zählen kann. So wird dir in kürzester Frist wohl und warm werden.

Ausnahmen: Beim Essen, beim Trinken, beim Bergsteigen und beim Bücherschreiben gilt nach wie vor der alte Tiroler Gruß: Zeitlassen! Wer das noch nicht weiß, hat noch viel zu lernen. —

Als ich gesenkten Hauptes durch das Phrasenthor in die Phrasengasse einschwenkte, trat ein Gedanke über die Schwelle meines Bewußtseins. Er mußte schon längere Zeit unter der Schwelle geruht haben, wie ein wohlgezogener Hund unter dem Tische. Die Schwelle meines Bewußtseins sah ich mit plastischer Deutlichkeit vor Augen, als ich durch das Phrasenthor schritt. — Wie reich ist unsre schöne Sprache an klaren Bildern und an treffenden Vergleichen! —

Vom Dache des „Grünen Esels“ hingen zwei mächtige Fahnen in die enge Gasse nieder, eine schwarz-weiß-rote und eine blau-rot-grüne. Blau-

rot-grün sind bekanntlich die Farben der gefürsteten Grafschaft Sachsen-Sieben-Indien. Ich schämte mich heftig meiner Gedankenlosigkeit. In Wolkenkuckucksheim hatte freilich nur der Hahn das Wecken besorgt. Ich habe den Hahn am siebenten Juni nicht krähen hören, ich bin aber überzeugt, daß er als Byzantiner am Hauptfest- und Freudentage des Landes vernehmlich nach dem allerdurchlauchtigsten Geburtstagskinde gekräht hat. Den Normalheimern hatten schon in aller Herrgottsfrühe die Trommler und Pfeifer des fürstlichen Kadettenkorps den Befehl zugetrommelt und zugepfiffen, daß sie sich in Anbetracht des noch glühenden Lämpchens vierundzwanzig Stunden allewege ihres Lebens mit dreimaligem Hurra zu freuen hätten.

Das beste Lämpchen glüht nicht ohne Öl. Ich sah vorsichtig durch die Fenster in die von lachenden und schwatzenden Gästen überfüllte Herrenstube des „Grünen Esels". Stimmengewirr und das Klappern der Krüge auf den Tischen verschlang jeden einzelnen Laut. Durch den blauen Dampf wippte, rothaarig und schönbusig im Plusquamperfektum, in fliegenden Röcken, die rote Jule, ein halbes Dutzend gefüllter oder geleerter Krüge mit kräftiger Hand umspannend.

Ich ließ den bewußten Gedanken über die Schwelle in die gute Stube meines Bewußtseins

treten und winkte einer zur Unterstützung der roten Jule aus dem Gebiet der Küche in das auswärtige Departement des „Grünen Esels“ detachierten Magd von tadellosen Kürassierformen. Sie rückte mir mit einigem Gepolter Tisch und Stuhl im Schatten des Hauses zwischen den Oleandern zurecht und fragte, statt eines Grußes die weißen Zähne freundlich fletschend, nach meinem Begehren. Zwei Minuten später stupfte sie mit ungeschickter Hast eine Halbe Wein mir vor die Nase auf den Tisch und enteilte auf schimmernden Sohlen. Das hoffe ich, kann es aber nicht beschwören, da sie Schuhe und rote Strümpfe an den Kürassierfüßen trug. —

Wenn ich zwei oder drei Stunden lang in der nördlichen Tiefebene einsam durch Wald und Feld gewandert bin und der erste Mitmensch, der mir wieder zu Gesicht kommt, — gewöhnlich ist es ein Kellner — nach karger Antwort auf die knappe Frage: „Kulm oder Münch?“ meinen Blicken entschwindet, seufze ich: Endlich allein.

Wenn ich im Hochlande Einkehr halte nach kurzer oder nach langer Fahrt zu Berg oder zu Thal, läuft mir das Herz über die Zunge. Wenn da das erste Menschenkind mit lächelnden Augen mir entgegen tritt, — gewöhnlich ist es die Kellnerin — lächle auch ich und sage:

„Geh, bring' ein' Wein und setz' dich daher. Ich möcht' soviel gern ein bißl plausch'n."

Warum? Weshalb? Aus welchem Grunde? —

Ich lauschte einen Augenblick dem Lärmen hinter meinem Rücken.

Ein entferntes Geräusch, das nicht auf die wehrlosen Ohren eindringt, das Geschrei spielender Kinder, das Vorüberrauschen eines Eisenbahnzugs, das Gebrüll eines Löwen fördern den Fluß der Gedanken oder stören ihn wenigstens nicht. Unleidlich und verrucht ist nur das Hämmern und Pochen der Handwerksgesellen, Klavierspiel, doppelt verrucht, weil es den Schein einer Thätigkeit vorspiegelt, und das gehirnerweichende Quäken, mit dem die Natur des Menschen in den ersten Jahren des Lebens ihre angeborene Boshaftigkeit bekundet. Es tötet den Gedanken in der Geburt.

Der Lärm im „Grünen Esel" erwies sich als ein ebenso unschädliches Geräusch, wie das Summen eines Immenschwarmes. Ich spann träumend an einem Gedanken, an dem ich schon oft gesponnen habe, — wie es uns sein muß, wenn der letzte müde Schritt gethan ist, der durch die verhüllte Pforte führt. Ich denke mir es süß, so süß, süßer, als das Süßeste auf Erden. Ich denke mir es süßer, als an der Brust einer geliebten Frau in ihren

glänzenden Augen zu ruhen, wenn die Wünsche schweigen. — Wie ein Traum verschwindet das Leben. Der Schmerz entspannt die ehernen Klammern, der mütterliche Boden entgleitet den Füßen. Das wirre Geschrei der Welt ist verstummt, der gierige Schrei der lechzenden Sinne verhallt, die Last des Leibes abgestreift, wie ein schlechtes, verbrauchtes Gewand. In das Meer der göttlichen Gedanken gleitet Psyche auf weichen, schimmernden Flügeln.

Um Eins nur wäre mir leid, — wenn mit der flüchtigen Form die herzliche Lust entschwinden müßte, neben die Menschen hinzusitzen, in ihren Zügen zu lesen und ihrem Regen und Bewegen mit stillen Augen und mit wacher Seele zu folgen.

Wer weiß? —

Achtes Kapitel.

Berichtet getreulich, was der Verfasser des Weiteren am Geburtstage Serenissimi im ‚Grünen Esel' zu Normalheim erlebte, und schließt mit einem symbolistischen Versuche des Verfassers.

❦

Da that es einen Donnerschlag hinter ihm.

„Empörend! Es ist empörend! Was? Nicht wahr? Empörend!" —

Das Wort schlug hinterrücks an mein Ohr gleich einem Donner, der im grollenden Echo der Berge verhallt. Ich horchte mit gespitzten Ohren. Wer oder was war empörend? Ach! Die Wellen des Gesprächs verschlangen den Schiffer samt dem Kahn. Ich hätte den Rest meines sauren Fünfundvierzigers darum gegeben, wenn ich hätte erfahren können, wen oder was die Normalheimer am Tage der Freude empörend fanden. Ich fuhr auf meinem

Stuhle herum. Sollte ich es wagen! Sollte ich hineingehen! Der Gedanke schreckte mich zurück, dem Talleyrand in einer Einladung Ausdruck verliehen hat, als er einem Freunde schrieb: „Ich sehe heute einige Männer von Geist und Talent bei mir. Da ich nicht der einzige Schafskopf bei Tisch sein möchte, bitte ich Sie, bei mir zu speisen.“ — Ich hatte keinen Freund, den ich hätte einladen können. Ich blieb also zwischen den Oleandern sitzen und beschränkte mich darauf, das schöne Land, nach dem ich, der Einsame, mich sehnte, mit der Seele zu suchen.

Ich sah die stattliche, sternfunkelnde Gestalt des Obersten von Haubrand und Heißbügel. Ich sah seine Brust gleich dem dunkelblauen Nachthimmel sich wölben. Ich konnte fast die Sterne zählen. Auf der südlichen Halbkugel blitzte das silberne Hauskreuz vom weißen Raben. Ich sah den Obersten die Lippen bewegen und den Arm befehlend gegen die rote Jule erheben. Ich sah ihn den Schnurrbart lecken. Mit heimlich klopfendem Herzen erkannte ich die geschichtliche Bedeutung des Mannes, den heldenhaften Zug in jeder Miene, das große Wollen in jeder Bewegung. Aber ich konnte kein Sterbenswort von dem verstehen, was er sagte. Abgerissene Worte flogen wie verwehte Flocken über

das wirre Durcheinander von Stimmen und Tönen bis zu mir. Das Geräusch schwoll an. Es nahm plötzlich ab, als wäre eine Ebbe der Gedanken oder in den Krügen eingetreten.

In milden, unverständlichen Lauten erhob sich über dem Chaos ebbender Fluten die mit dem Chrisma duldender Liebe gesalbte Stimme des Oberpfarrers Gottesmann. Gegen diesen Geliebten im Herrn brannte meine Seele in schönerem Feuer. Der Oberpfarrer war von einer kümmerlichen Dorfpfarre in die reichbegabte Stadtpfründe von Sanct Nikolai berufen worden. — Normalheim hat eine gemischte Bevölkerung. — Der Treue der verlassenen Dorfschäflein hatte der gute Hirt nach schöner Sitte in einer Anzeige des Normalheimer Anzeigers für Stadt und Land herzinnigen Dank gespendet und die Verwaisten liebevoll damit getröstet, daß er, wie der Erzvater Jakob drei Tage lang mit dem Herrn gerungen habe, ehe er sich entschlossen hätte, sich zu demütigen und dem Rufe des Herrn an Sanct Nikolai mit bekümmertem Herzen Folge zu leisten.

Ich verwünschte meine Talleyrandsche Schüchternheit. Mit diesem wohlgenährten Meisterschaftsringer, der den Herrgott selbst zu werfen im stande gewesen wäre, hätte ich gern einige Worte der Liebe gewechselt.

Durch den Rauch, der in Schwaden durch die geöffneten Fenster zog, sah ich das quecksilberne Figürchen meines besonderen Freundes und Gönners, des fürstlichen Hofmusikdirektors Alfons Wagner. Den Vornamen pflegte er seinem Namen regelmäßig beizufügen, um unangenehmen Verwechslungen vorzubeugen. Noch hübscher finde ich die Sitte, mit dem Vornamen zweispännig zu fahren. Otto August Schmeckebier. — Donnerwetter! Wenn das kein Kerl ist! —

Meinen besondren Freund nannte ich den Tonmeister, nicht weil ich ihm ein größeres Maß von Wohlwollen entgegengebracht hätte, als andren Menschen. Alfons Wagner (nicht zu verwechseln mit Richard Wagner!) trug mir seit der Stunde eine — wie soll ich sagen? — stärker gesalzene Neigung entgegen, da ich im Gespräch über den großen Richard den Halbgott in rosa Atlashöschen nicht neben den Olympiern auf den Höhen der Menschheit gelten lassen wollte. Als ich hinzufügte, der Maßstab für menschliche Größe sei immer noch und immer nur der Mensch gewesen, wendete mir der kleine Alfons beleidigt den Rücken. Denn es war seiner Natur nicht gelungen, das Militärmaß zu erreichen.

Wieder schienen die Gedanken gleich dem Öl

in den Krügen zu ebben. Die heisere Stimme des Kommerzienrates Siegfried Kohlschneider krähte siegreich durch das Gesumme. Der Direktor der Vereinigten Normalheimer Puppenbalgfabriken, Aktiengesellschaft, vormals Siegfried Kohlschneider, beschäftigte jahraus jahrein eine Menge armer Teufel aus den Bergdörfern in seinen nach den Gesetzen des alten Bundes gegründeten Fabriken. Er gab jahraus, jahrein eine Menge vortrefflicher Diners in seiner Villa und geriet je nachdem in helle oder stille Wut, wenn einer seiner Söhne oder eine seiner Töchter Butterbrot zum Schinken aß. Seine Söhne waren die Söhne des Kommerzienrates Siegfried Kohlschneider. Seine Töchter hatten, der Billigkeit halber an einem Tage, je einen wappenfähigen Offizier des Leibregiments geheiratet. Sie trugen Pariser Kleider und hochmütige Gesichter zur Schau und gingen alljährlich nach Marienbad, sich ihrer Leibesfülle zu entledigen. —

Meine Halbe war leer. Zu einer zweiten fehlte mir der Mut. Ich bezahlte meine saure Herzstärkung an den Küchenküraßier und erhob mich, der bitteren Not eingedenk, die mich nach Normalheim getrieben hatte.

Das Atelier des Meisters Krüglkopf befindet sich in der Phrasengasse Nummer dreiunddreißig zu

ebener Erde linker Hand. Es traf sich glücklich, daß ich in meiner Planlosigkeit dem Meister just mitten in die Sprechstunde hineinlief. In Normalheim hält jeder Schuster ein Atelier und Sprechstunden, in denen er seine Kunden empfängt. — Ich trat ein.

„Morgen, Meister."

„Habe die Ehre, Herr Doktor. Habe lange nicht das Vergnügen gehabt." —

Wer mit den Normalheimern höflich redet, hat es bei ihnen für immer verdorben. Schon das Wörtchen ‚bitte' genügt dazu. Wer höflich ist, ist gewiß nichts ‚Rechtes'. Diese Erfahrung habe ich mit vielem, gutem sachsen-sieben-indischen Gelde teuer erkaufen müssen.

„Mir ist es weder eine Ehre, noch ein Vergnügen, Meister. Sie sollen mir ein Paar Stiefel anmessen. Sie wissen schon: wir in Wolkenkuckucksheim müssen fest auftreten können. Aber das sage ich Ihnen: solche greulichen Dinger, wie sie da im Schaufenster stehen, mag ich nicht."

Der Meister zog die Augenbrauen in die Höhe.

„Thut mir leid, Herr Doktor. Wir haben jetzt die englische Façon, — das Beste, was es giebt." — Er griff nach einem Modeblättchen. — „Erlauben Sie" —

„Hol' Sie der Teufel, Meister! Morgen."

Ich trat außer mir vor Zorn auf die Gasse. Ich stand einige Minuten unbeweglich still und hielt die Arme am Leibe fest. Es giebt kein besseres Mittel, den wütendsten Zorn zu meistern. Freilich muß man dazu außer den Armen auch den Mund halten. Dann wandte ich gesenkten Hauptes, gedankenschwer die Schritte heimwärts. Es fiel mir ein, wie wundervoll modern-symbolistisch meine inhaltschwere Unterhaltung mit Meister Krüglkopf begonnen und geschlossen hatte. — „Morgen, Meister. — Meister, Morgen."

Der Stoff schwoll über meinen achtlos schreitenden Füßen, in meinem rastlos arbeitenden Gehirn wie Fausts Pudel zum Elefanten an. Die Gestalt des Meister Krüglkopf wuchs zum Repräsentanten der ringenden, leidenden Menschheit herauf, die ewig schusternd zwischen Morgen und Morgen steht. Sie wird bestimmt und bewegt, zuerst hoffnungsvoll angezogen, dann mitleidslos zurückgestoßen von der Poesie. Über Furcht und Hoffen des Helden triumphiert hohnlachend der, die oder das Böse. Ich lachte zur Probe mit und rieb mir die Hände. Ich sah das stimmungsvolle Milieu der Schusterwerkstatt auf der Bühne. Ich roch den charakteristischen Ledergeruch, der bis zur Galerie emporstieg. Ich

erhöhte in Gedanken sämtliche Preise des Hof-theaters in Kastenhausen, um die erhöhte mit der intimen Stimmung zu erzielen. Mein Gott! Ich brauchte nur den Stoff, wie ein Major sein Bataillon, staffelweise in drei oder vier Handlungen von je einer Stunde Dauer auseinander zu ziehen. — Mir zitterte das Herz! —

Oha! —

Ich hatte unversehens den Traumwald erreicht und war mit der Nase gegen eine Tanne gestoßen. Im nächsten Augenblicke lag ich. Meine Hände griffen in das unsymbolistisch Leere. Ich konnte nur noch stöhnen: Hat Deutschland keinen Maeterlinck!

Melpomene.

✿

Ich war zum Friedhofe emporgestiegen, von dem das Auge in das weite, grüne Land schweift. Dieser, wie jener andre an den Küsten des Nordmeers, ein Friedhof der Namenlosen, der Einsamen, derer, die kein Glück gehabt haben. Die Andren, die Großen, die das Recht auf einen Namen sich erworben haben, hat die Welt an dieser stillen Stätte nicht ruhen lassen. Die Welt, in der sie leben mußten, um zu wirken, die Gold und Ehren, Ruhm und Beifall auf die Lebendigen häufte, hat sie im Tode festgehalten. Ihr Geist schwebt nicht über diesen eingesunkenen Gräbern, über diesen stummberedten Kreuzen, von denen keins einen Namen trägt. Ob sie in Domen und Kapellen, in Fürstengrüften und Mausoleen, in prunkenden Marmorsarkophagen mit goldenen Inschriften sanfter ruhen?

Ich trete durch das offene Thor. Über ihm steht das Wort: Arkadia. Ein geflügelter Genius aus Bronze hält hinter der Pforte die Wacht. Er steht vor einer römischen Grabpyramide, deren Thür etwas geöffnet ist. Die Augen sind träumerisch in das Weite gerichtet. Die rechte Hand hält eine erloschene Fackel. Die Linke liegt am Munde. Will er sagen: „Störe die Ruhe der Toten nicht.“ Oder bittet die zum Munde erhobene Hand: „Frage nicht.“ —

Ich schreite langsam durch die Gräberreihen. Hier und da liest der Wanderer ein Wort, hier das furchtbare: „Nichts“ — da das hoffnungsvolle: „Dort!“ — „Geh weiter!“ — heißt es auf einem schlichten Steine. Von dem Grabe daneben mahnt das Wort: „Freue dich!“ —

Von andren Gräbern redet ein kurzer Spruch, eine erschütternde Klage, ein stiller Vorwurf, eine bittere Wahrheit.

„Ich komme wieder“ — lese ich auf einem Grabe; auf einem andren: „Jetzt sind wir gleich, Herr Kaiser.“ —

„Geboren, gerungen, gelitten, gestorben.
„Gott sei meiner Seele gnädig.“

Ruhe in Frieden, du müder Kämpfer! Gott wird deiner Seele gnädig sein.

Ergreifend erhebt sich die schmerzliche Frage:

„Warum, o Gott, warum?"

„Könntet Ihr meinen Namen hier lesen,
„Würdet Ihr fragen: Wer ist das gewesen?"

lautet eine Grabschrift.

Die aus Schmerzen geborene Ergebung einer frommen Seele spricht aus einer andren:

„Ich rief zu Gott. Und Gott rief mich. Sein Wille geschehe." —

Auch der Schalk fehlt nicht:

„Mein letzter Wunsch war: Möchten meine Erben
„In hohem Alter selig vor mir sterben."

Da ist noch ein Wort, das ich mitnehmen will auf meinem Wege durch die Reihen der gefallenen Vordermänner:

„Das Beste ist: Schweigen dürfen."

Welch heißes Herz mag unter diesem Steine Erfüllung seines letzten Wunsches gefunden haben! —

Der Sommerwind weht durch das hohe Gras und raschelt in den lichtgrünen Zweigen der Trauerweiden und im Epheu, der üppig um die schmucklosen Gräber rankt.

Wer hier oben wandelt, dem wird leicht und ruhig zu Sinn. Die Höhen des Lebens versinken vor ihm, die Tiefen erheben sich. Aus lärmenden

Mißklängen löst sich eine süße Melodie: „Warte nur, balde —“

In sanften Windungen führt der Weg zur Höhe. Von oben weitet sich der Blick vom breiten Rücken des Gebirgs zur Linken bis tief hinein in die fruchtbare Ebene zur Rechten. Türme steigen aus der Ferne auf. Weiße Häuschen lugen aus grünem Rahmen von den Höhen gegenüber herab. Weiler und Dörfer steigen zur Niederung hinunter, die der Fluß mit einem blitzenden Bande durchwindet.

Oben steht unter einer alten Linde eine Bank. Hinter ihr ragt mit schlanken Formen aus herb duftendem Taxusgebüsch eine korinthische Säule auf. In den Säulenstuhl sind die Worte eingemeißelt: „Domat omnia virtus“, als herbe Mahnung für müde Wanderer, daß die Lebenden dem Leben gehören.

Eine menschliche Gestalt löste sich von der Säule los, als ich näher kam. Ich erkannte Parsifal, unsren Jüngsten.

„Wollen Sie lieber allein sein?“ fragte er, nachdem wir uns begrüßt hatten.

„O nein. Ich bin heraufgestiegen, mir eine Handvoll Schwermut zu pflücken. Es ist aber so unglaublich schön heute hier oben, daß ich meine

liebe Not habe, mir vorzubuchstabieren, daß das alles auch anders aussehen kann.“

Ich ließ mich auf der Bank nieder.

„Die Sonne lügt, der Himmel lügt, die Blumen lügen,“ — murmelte der Jüngling. — „Alles ist Täuschung, alles Schein, Lug und Betrug.“ —

Er ließ sich neben mir auf die Bank fallen und erhob die sinnenden Augen von der Erde.

„Wie wohl das thut, die Einsamkeit,“ — sagte er nach einem tiefen Atemzuge — „Wie wohl! So ruhig seines Weges gehen zu dürfen, ohne daß ein Hanswurst dem andern zunickt: Der Kerl ist verrückt! — Ohne daß ein Schulmeister sich breitbeinig auf den Weg stellt, um seine schäbigen Kupferheller und Nickelgroschen an den Mann zu bringen. — Ich bin erst kurze Zeit bei ihnen in Wolkenkuckucksheim, aber mir ist es, als wär' ich immer hier gewesen. Es ist ein Glück für mich — ein großes Glück.“ — Ein wehmütiges Lächeln spielte um seinen Mund. — „Ein großes Glück,“ — wiederholte er leise. Das Lächeln fiel von seinen Lippen. Ein herber Zug des Leidens vergeistigte das jugendliche Antlitz. — „Ich glaube, die Natur hat zwei Menschen aus mir bilden wollen, einen weichen und einen harten. In der Eile sind ihr die Zwei im Feuer zusammen gebacken. Aber es

sind zwei Hälften geblieben. Die einen schreien mich an: Du Narr! und die andren schütteln die weisen Köpfe und brummen: Das ist auch nicht das Richtige. Das Ganze können sie nicht sehen. Sie sehen immer nur die Hälfte."

Parsifal ließ die Blicke durch das klare Blau schweifen, welches sich in wolkenloser Reinheit über uns wölbte. Von den Feldern im Thale stiegen trillernd die Lerchen auf; hoch oben schossen die Schwalben mit hellem Geschrei durch die sonnige Luft. Das Menschenkind neben mir schien nichts zu hören von dem Jubel der Kreatur zwischen Himmel und Erde.

Der Jüngling strich mit der Hand über Stirn und Augen. In jäh aufwallender Erregung packte er die Lehne der Bank und sprang von seinem Sitze auf.

„Ich, ich und wieder ich!" rief er wild. — „Mir ekelt vor dem Menschen. Mir ekelt vor mir selber. Schein ist alles! Lüge ist alles! So viel ist's wert und so viel soll's gelten. Drückt nur euren Stempel darauf." — Pfui, wie feige, wie erbärmlich! Wie sie überein gekommen sind, nicht davon zu reden, wie die Lüge und die Verlogenheit mit tausend Füßen fortgekrochen sind von Geschlecht zu Geschlecht, daß sie es nicht mehr anders wissen! — Liebe! — Pflicht! — Ehre! — Wo ist es nicht!

Sagen Sie mir, wo ist es nicht, das Ich, das tausendköpfige Fratzenbild, das mich angrinst, wo ich stehe und wo ich gehe? Wer kann den andern lieben um des andern willen? Wie lange werden sie das Märchen noch predigen? Was lieben wir als uns selbst? Im Weibe das Spiegelbild unserer Schwächen, im Kinde die eigenen Züge, im Freunde die eigene Meinung! Was lieben wir, als uns selbst? Über Martern und Wunden triumphiert das Ich. Vom Schafott ruft es und vom Scheiterhaufen: So hab' ich's gewollt! In bunten Lappen stolziert es auf den Gassen, wie ein Geck, damit die Leute sagen: Schaut einmal den honetten Kerl! — Pfui! —"

Er kreuzte die Arme über der Brust und schlug den Blick zur Erde.

„Wo das Ich nicht ist," stieß er langsam hervor, — „ist das Nichts, die Einsamkeit" — ein Schauer schien seinen Leib zu überlaufen — „ist der Tod." —

Lange saßen wir schweigend. Ein jeder von uns hing grüblerisch seinen Gedanken nach. Ich brach das Schweigen. Parsifal hatte, scheinbar beruhigt, seinen Platz neben mir wieder eingenommen. Die Inschrift auf der Säule hinter uns fiel mir ein.

„Mit dem großen Ich mögen Sie wohl recht

haben, lieber Parsifal. Das Konventionsgeld, das auf diesen Souverän gemünzt wird, ist nicht viel wert. Viel Wahrheit ist dagegen nicht einzuwechseln. Aber, so gröblich es manchmal zugehen mag, schließlich ist's doch ein Wunder ohne Ende, wie der kribbelnde und wimmelnde Ameisenhaufen sicher und leicht von einem einzigen Gesetze regiert wird, von dem Gesetze: Erst komm' ich! Denn, lieber Parsifal: Was die menschliche Gesellschaft an schönen Regeln und sittlichen Doktrinen zusammenkomponiert hat, ist nichts Andres, als der tausendfache Kehrreim des alten Liedes: Erst komm' ich! Wer die Macht hat, hat das Recht. Tausend können mehr als einer. Wenn einer aber mehr kann, als tausend, — dann kräftig Front gegen den Ameisenwillen mit der Losung: Erst komm' ich!

Daß sie die menschliche Natur nicht gelten lassen wollen, ist doch das Dümmste. Sie wollen die Hungrigen damit sättigen, daß sie ihnen das Wort ‚Brot' hundertmal vorsprechen. Von zwei Männern unter vier Augen werden Sie immer dieselbe Sprache hören, die freilich oft ganz anders klingt, als das trübselige, hohepriesterliche Lispeln und das wehleidige Schönthun. Ultra posse nemo obligatur. Ich meine, es gereicht uns zu höherer Ehre, Menschen zu sein und wie Menschen zu

handeln, als uns mit dem wohlgemeinten, aber herzlich aussichtslosen Versuche abzuplagen, uns aus unsrem derben bißchen Erdenkloß zu leibhaftigen Engeln mit weißen Flügeln herauszumausern. Wir wären weiter, viel weiter, wenn uns gelehrt worden wäre, wie das Menschen-Mögliche zu erreichen oder wenigstens wie es zu erstreben ist. So wollten wir mit Gottes Hilfe der Wahrheit in den Sattel helfen.

Die menschliche Natur ist wie ein edles Pferd, das, ohne zu zaudern, im Sprunge die schwersten Hindernisse nimmt. Vor dem Unmöglichen kehrt sie um, früher oder später. Wenn sie den verzweifelten Sprung wagt, wird sie mit gebrochenem Kreuz liegen bleiben. Resignation nennen's die Leute. —

Front, lieber Parsifal! Kampf bis zum letzten Atemzuge! Heraus mit der letzten Kraft! So werden wir's in der letzten halben Stunde zwingen. Das heißt: schön leben, wie es uns unser großer Wolkenkuckucksheimer gelehrt hat, der den Doktor Faust in dem heiß ersehnten Augenblicke sterben läßt, da er glaubt, die Hände in den Schoß legen zu dürfen. Mephisto wird kommen und höhnen: „Die Zeit wird Herr, der Greis liegt hier im Sand.“ Darüber können wir nicht hinaus.

Aber des englischen Grußes wollen wir uns dann getrösten: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen." Daher kommt uns das Heil, durch eigene Kraft, nicht durch himmlische Zeichen und Wunder. Darum sollen uns die Moralisten auch nicht verkümmern, was wir dazu nötig haben, wie das Salz zum Brote, und was ebenso göttlich ist, als die Liebe: den Haß, den göttlichen Haß gegen das Gemeine, das Gewöhnliche, gegen den heillosen Schlendrian, der vor dem Unrecht ängstlich niederduckt und, wenn das Unglück geschehen ist, die Hände klagend zum Himmel streckt. Wir brauchen keinen Frieden. Wir brauchen Kampf. Kämpfen Sie sich zum Leben durch, lieber Parsifal, und übersetzen Sie alle Tage das Wort auf der Säule hinter uns: domat omnia virtus."

Der Jüngling hatte mir aufmerksam zugehört. Seine Augen brannten. Er preßte beide Hände gegen die Brust.

„Das Leben ist grausam," sagte er mit trauriger Stimme. „Es hat mich von sich gestoßen. Oder habe ich's von mir gestoßen? Wie Sie wollen. Einsam bin ich unter den Menschen gewandelt, wie im Traume, die Seele zu suchen, die zu mir gehörte, die ich brauchte, um nicht bei lebendigem Leibe zu verschmachten. Wo ich auch angeklopft habe, wo

mir auch aufgethan wurde, fand ich ein fremdes Gesicht. Oft hab ich gedacht: Das ist's! — und wenn ich ihm in das Auge geschaut hatte, war es wieder ein fremdes. Alle sind sie mir fremd gewesen: mein Vater, meine Mutter, meine Geschwister, meine Freunde. — Seit ich hier bin bei Ihnen, weiß ich, daß ich die Welt nicht sehen kann, wie ich sie sehen möchte. — Die Einsamkeit ist süß. Eine neue Welt hab' ich in ihr gefunden. In dieser Welt leben die Menschen, die mein sind, die zu mir gehören, die mit mir lachen und weinen . . ." Er schrie plötzlich auf und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Sie werden mich nicht hier lassen," stöhnte er. — „Sie werden kommen, mich zu holen."

Er stürzte vor mir nieder und ergriff mit heftigem Druck meine Hände. Eine ungeheure Angst spiegelte sich in seinen Zügen.

„Leiden Sie es nicht," rief er mit kämpfender Stimme. — „Ich bitte Sie. Ich beschwöre Sie. Lassen Sie mich nicht fort. Ich will nichts. Ich brauche nichts, als ein Kämmerchen und ein Stück Brot. Ich will ihnen dankbar sein . . . . Bitte, sagen Sie es den andern. — Nur nicht zurück. — nur nicht zurück!"

Thränen verdunkelten die schönen, flehenden

Augen. Er lag vor mir. Meine Hände ruhten in den seinigen. Sein Kopf lehnte an meinem Knie. In den weichen Linien der vom Schmerz gelösten, jugendlichen Glieder bot seine Gestalt ein Bild rührender Hilflosigkeit und edler Menschlichkeit.

Ich suchte den Erregten zu beruhigen. Ich versprach ihm Schutz und Hilfe. Ich bat ihn, außer Sorge zu sein, da wir Mann für Mann für ihn eintreten würden, wenn es sich um die Geldfrage handeln sollte. Ich lud ihn ein, mich alle Tage zu besuchen. Er schüttelte zu allem traurig das Haupt.

Die Erregung zitterte in ihm nach, als er sich am Thor des Friedhofs mit Worten des Danks von mir verabschiedete. Seine Blicke schweiften wehmütig-ernst nach oben zurück, dann wandte er sich auf einem Seitenpfade nach links, während ich den Weg nach rechts einschlug.

. . . .

Tage vergingen und Wochen. Es war Herbst geworden. Eines Morgens haben sie unsren Parsifal auf der Bank an der Säule gefunden. Die vom Krampf geschlossene Hand hielt die tödliche Waffe umklammert. Eine kleine Wunde über dem Herzen zeigte den Weg, den die Kugel genommen hatte. Er hatte gut getroffen.

. . . .

Es war alles geschehen, was in menschlicher Macht gestanden hatte, das Unglück von seinem Haupte abzuwenden. Wir hatten an den Vater des Verzweifelnden geschrieben, nachdem ihm der harte Befehl zugegangen war, nach Hause zurückzukehren. Wir hatten uns erboten, die Sorge für den bescheidenen Lebensunterhalt des Sohnes zu übernehmen. Es war alles gescheitert an dem kurzsichtigen Starrsinn und der Härte des Alten, der auf seiner Pflicht als Vater bestanden hatte, den Jungen „etwas Tüchtiges“ lernen zu lassen. Auf freundliche Vorstellungen und ernste Mahnungen hatte er zuletzt mit der Drohung geantwortet, den Zwang der Gerichte gegen den ungeratenen Sohn anzurufen. — Wo die Weisheit menschlicher Gesetze das Wort nimmt, hat der Verstand der Verständigen und die Vernunft der Dinge nichts mehr zu sagen.

Wir haben dem Jüngling mit zitternden Händen das letzte Lager bereitet. Er war unser aller Stolz und Freude gewesen in karger Zeit, da die Blüte der Jugend andren Zielen zustrebte. Der Sarg verschwand unter der Fülle der Blumen, welche die Liebe ihm auf den letzten Weg streute. Zu den duftenden und leuchtenden Kindern des verglühenden Sommers, zu den Rosen und zu den Astern, habe

ich den Lorbeer gelegt, ehe sie den Toten hinauftrugen an den stillen Ort, da wir im Wehen des Sommerwindes unter Lerchenjubel und Schwalbenruf gesessen hatten. — „Warte nur, — balde." —

Traurig und erschütterten Gemüts stand ich nach der Beerdigung Parsifals in dem einfachen Zimmer, das ihm als Wohnung gedient hatte, um, wie er es verordnet hatte, seinen handschriftlichen Nachlaß in Empfang zu nehmen. Nur ein Bruder war im Auftrage der Familie erschienen, ein roher Gesell, der mit gieriger Hast sich der elenden Habe des Armen bemächtigte. Die Familie hatte sich von dem ruchlosen Selbstmörder losgesagt. — Menschen, o Menschen! —

Ich hatte erwartet, auf Widerstand zu stoßen, allein ich hatte mich geirrt. Es wußte niemand, welche Schätze mir da überantwortet wurden, welcher Reichtum, — das Leben einer großen, reinen Seele! Oh, daß dieser sterben mußte! —

Wenn die Stunde gekommen sein wird, den sorglich gehüteten Schatz zu heben und seine Edelsteine am Licht der Sonne vor allem Volk leuchten zu lassen, wird die Welt staunen und bewundern, wie sich Himmel und Erde in dem klaren Kristall dieser Seele wiederspiegelten, wie Göttliches und Menschliches in der Tiefe einer jungfräulichen Natur

beschlossen lag, bestimmt, zu werden, zu blühen, zu reifen und reiche Frucht zu tragen. Oh, daß er sterben mußte, bevor das bildende Leben die ringenden Kräfte seines hochstrebenden Geistes zu edler Harmonie zu versöhnen vermocht hatte! —

Auf dem Steine, der das Grab unsres Parsifal deckt, steht die Inschrift: „Von Gott zu Gott."

Neuntes Kapitel.

Worin vor Fremdenzimmern und Zwillingsschwestern ernstlich gewarnt und gezeigt wird, wie und auf welche Weise es anzustellen sei, ein guter Mensch, ein glücklicher Familienvater und ein großer Mitbürger zu werden.

Über der Thür des Hauses Sackgasse Nummer eins zu Alltagsleben ist ein Stein mit der Inschrift eingemauert:

„Hier wurde Leberecht Sigismund Schwabenthum geboren.“

Der Fremdling, der die Inschrift liest, schüttelt den Kopf, sagt: Mein Gott! — und geht weiter. Vom Kopfschütteln und Weitergehen ist noch niemand gescheuter geworden. Ich bleibe also vor dem Hause Sackgasse Nummer eins stehen und lasse den Steinen das Wort.

Ausgetretene steinerne Stufen führen im Halbrund zu einem Laden, in dessen niedrigem Bogenfenster zwischen hölzernen Tabakrollen ein holzgeschnitzter Mohr steht, der nach guter deutscher Art die Cigarre ewig im Munde hält. In großen, vom Wetter verwischten Buchstaben steht über der Thür zu lesen: „Sigismund Schwabenthums sel. Erben, Schnupftabaksfabrik und Tabakshandlung.“ — Ein schmaler, kühler, mit Steinplatten belegter Gang führt am Laden vorbei auf einer breiten, gewundenen, steinernen Treppe zum ersten Stock. Neben der Thür glänzt von einer blank geputzten Messingplatte der Name: Josef Maria Schwabenthum.

Der Name gehört zum Menschen wie seine Nase. Ich kann mir nicht vorstellen, daß ich Pfefferfleisch heißen könnte, oder Rhododendron, oder Temperaturwechsel. Das sind keine erfundenen Namen. Die allerrealste Wirklichkeit hat sie erzeugt, während die blühendste Romanphantasie mit einem Herrn von Stein einer Frau von Stern und einem Doktor Frey sich begnügt. Beide haben recht, die Wirklichkeit und die Phantasie. Ich kann mir Frau von Stern oder Herrn Temperaturwechsel vom Kopf bis zu den Füßen, ja bis zum Vornamen vorstellen. Ich wette, daß Frau von Stern Melanie heißt, und daß der Herr mit dem langen Namen den Namen eines

Erzvaters als Vornamen führt, wenn er nicht am Ende Isidor gerufen wird.

Die Schwabenthums gehören zu den schönen Geschlechtern der Stadt. So heißen die alten Geschlechter. Die Familie ist in den Tagen Kaiser Maximilians aus Schwaben nach Sachsen-Sieben-Indien eingewandert. Ihr Stammvater begründete in Alltagsleben eine Handelsniederlassung, die seit dem achtundzwanzigsten Oktober eintausendvierhundertundzweiundneunzig, dem Tage der Entdeckung der Havannacigarren, einen kräftigen Aufschwung gewann.

In dem Stammhause seines Geschlechts wurde Josef Maria Schwabenthum geboren. Der gegenwärtige Inhaber der Handlung war ursprünglich nach An- und Absicht seiner Eltern zu höheren Dingen berufen gewesen, als zur Minderung des Solls und zur Mehrung des Habens im Hauptbuche der Firma Sigismund Schwabenthums sel. Erben. Allein am Ende einer mit sanfter Gewalt durchmessenen Gymnasiallaufbahn hatten die Examinatoren bei der Reifeprüfung ihm gerade diejenigen Fragen vorgelegt, die er im Augenblick nicht zu beantworten gewußt hatte. Josef Maria murrte nicht in verbissenem Groll gegen das mißgünstige Schicksal. Er zog es vor, ohne Murren in die

väterliche Handlung einzutreten, als der vom letzten Rollknecht bis zum ersten Disponenten hinauf allgemein beliebte „junge Herr“. Es hätte keinen glücklicheren und zufriedeneren Menschen zehn Meilen im Umkreise gegeben, als den jungen Herrn, wenn sich ihm nicht, wo er ging und wo er stand, ein Dämon an die Fersen geheftet hätte, gegen den selbst die sanften Vornamen Josef Maria sich machtlos erwiesen. Wenn Josef Maria mit der Bahn verreisen wollte, ging seine, sonst auf die Minute gehende Uhr unfehlbar fünf Minuten nach. Wenn er auf die Straße trat, um nach einer Droschke zu spähen, fühlten Leute, die sonst nie eine Droschke benutzten, das Bedürfnis, spazieren zu fahren. Wenn er atemlos auf dem Bahnhofe ankam, war der Zug fahrplanmäßig eine Minute zuvor abgefahren, während er an andren Tagen sich fahrplanwidrig um drei oder vier Minuten verspätete.

Als Josef Maria das dreißigste Lebensjahr überschritten hatte, begann ihm seine kronprinzliche Stellung als junger Herr unbequem zu werden. Wenn er durch Gründung eines eigenen Herdes, den zu heizen ihm die Mittel seines Vaters gestatteten, Würde und Rang eines Familienvaters erwerben würde, — so schloß er zutreffend, — würde über kurz oder lang der Titel, den er mit

Ehren durch ein Menschenalter getragen hatte, nach dem natürlichen Laufe der Dinge auf das nächste Geschlecht übertragen werden müssen. — Also! —

Josef Marias Wahl fiel auf zwei Schwestern. Vroni und Cenzi waren Zwillingsschwestern von Geburt und Beruf. Sie waren einander so ähnlich, wie zwei Kirschen an einem Stiel. Ihren Beruf als Zwillinge bekundeten die Schwestern durch die Gepflogenheit, sich vom Kopf bis zum Fuß übereinstimmend zu kleiden. Für die Mama waren dabei Rücksichten auf das Budget des Äußeren maßgebend. Die Mädel aber konnten sich alle Tage ob einer neuen Verwechslung einmal totlachen, und lachen auf Kosten andrer thut wohl.

Der junge Herr sah sich in der angenehmen Lage eines Schmetterlings, der sich von Blume zu Blume schwingt. Von der andren Seite gesehen, glich er weniger einem Schmetterlinge als dem durch das Wort geflügelten Reit- und Zugtier des Herrn Bileam.

Solch anmutig Spiel war wenig nach dem Geschmack der Mama, welche die schönsten Anlagen hatte, sich Schwiegermutter zu fühlen. Auch sie sagte: Also! und an dieses Also knüpfte der Dämon Josef Marias seinen Plan. —

J'accuse! O diese Fremdenzimmer mit ihrem unwirtlichen Milieu, mit dem tutto quanto von

Möbeln, die nirgends unterzubringen sind, mit dem furchtbaren Schmuck von photographischen Gruppenbildern, von Lotteriegewinnen und Geburtstagsgeschenken, die niemand im Hause sehen mag! Ein Geruch von Äpfeln und Wäsche erfüllt den engen Luftraum über dem Patentsofa, das sich in alles mögliche verwandeln läßt, nur nicht in ein Bett, in dem man gerade liegen kann. Ich sehe das durch seine Vorliebe umzufallen berüchtigte Tischchen, das eiserne Waschgestell mit dem für zwei Finkenbäder ausreichenden Wasservorrat. Ich sehe die Vasen mit den Makartsträußen, den vierblättrigen Gummibaum. — Noch einmal: J'accuse! —

Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß es auch in den besteingerichteten Fremdenzimmern gegen Abend dunkel wird, und ich habe den Schauplatz geschildert, in dem sich Josef Maria am Tage der heiligen Veronica in der Dämmerung unvermutet einer rosafarbenen Schattengestalt gegenüber sah.

Die Schnelligkeit der Vorgänge läßt den Gebrauch schließender Zeitwörter nicht zu.

Ein kleiner, unterdrückter Schrei, — ein Sträuben, welches merken ließ, daß es nicht allzu ernst gemeint sei, ein leises, heißes Flüstern. —

„Aber nein. Sprechen Sie mit Mama. Wir dachten, daß Sie meine Schwester —"

Ein Kuß schloß den flüsternden Mund.

„Liebe, süße Vroni!“ —

Ein neuer Schrei, — ein jämmerliches Schluchzen. In der Thür erschien eine rosafarbene zweite Schattengestalt, der die Weinende sich an die Brust warf.

„Vroni, Vroni! Ach, ich bin zu unglücklich!“ —

Josef Maria murrte nicht in verbissenem Groll gegen das mißgünstige Schicksal. Er zog es vor, ohne Murren die gekränkte Cenzi zum Altar zu führen. Ein Jahr später hatte er das Ziel seiner Wünsche erreicht. Das alte Haus in der Sackgasse Nummer eins hatte einen neuen jungen Herrn. Josef Maria ist der glücklichste, zufriedenste Mensch zehn Meilen in der Runde. Er hat alles, was ein Mensch braucht, um glücklich zu sein, ein blühendes Geschäft, bares Geld, — ich hätte diesen Besitz an erster Stelle nennen sollen! — eine Frau, einen Buben und gegründete Aussicht auf neuen Familienzuwachs. Nur den Dämon hat er nicht mehr. Frau Cenzi Schwabenthum hat ihm — undankbar genug! — vier Wochen nach ihrem Einzuge in das Haus den Dienst gekündigt. Es ist nach menschlichem Ermessen wahrscheinlich, daß Bürgermeister und Rat der Stadt, welche die Verdienste des Urgroßvaters um die sachsen-sieben-indische Tabaksindustrie

durch die Gedenktafel geehrt haben, dem gemeinnützigen Wirken des Urenkels die verdiente Ehrung nicht versagen werden, wenn die Zeit erfüllt sein wird. Um sich seiner Vorfahren würdig zu erweisen, hat sich Josef Maria nicht nur zum Stadtrat, sondern auch zum Bezirksvorsteher und Armenpfleger des dritten Bezirks wählen lassen. Er spendet alljährlich im Winter fünfzig Mark zur Bescherung für arme Kinder und im Sommer fünfzig Mark für Ferienkolonieen. Seiner Vaterstadt hat er schon bei Lebzeiten einen unverwertbaren Bauplatz zur Errichtung einer Josef Maria Schwabenthum-Stiftung geschenkt, von welcher nach dreißig Jahren die Josef Maria Schwabenthumstraße zum Josef Maria Schwabenthumplatze führen wird. Auf diesem Platze wird sich nach weiteren dreißig Jahren, von den kunstvollen Blumenbeeten des Stadtgärtners umgeben, ein ehernes Standbild mit der Aufschrift erheben:

„Josef Maria Schwabenthum."
„geboren am
„gestorben am

Auf der Rückseite des Postaments wird zu lesen sein:
„Die dankbare Stadt Alltagsleben ihrem großen Mitbürger."

Euterpe.

✿

Wo habe ich das Bild gesehen? Wie hieß der Maler? —

Eine Laube steht weinumsponnen am Ufer des schnell dahin schießenden Flusses. Die Septembersonne versinkt als rotglühende Kugel im Dunstkreise der Erde. Die Berge tauchen sich in blaue Schatten. Im Süden glüht es rosig auf an zackigen Spitzen und Schroffen. Dämmerung legt sich über das üppige Land. Kein kühlender Hauch bewegt die Luft. Heiß ist die Nacht, die im Wolkenmantel heran schreitet, heiß das edle Blut des Landes, das in zwei Gläsern auf dem Tische funkelt, heiß das Blut der beiden Menschen, die in der Laube flüsternd Rede um Rede tauschen.

Das Weib seufzt auf. Sie preßt die linke Hand gegen das Herz. Die Rechte ruht, ein Tüch-

lein umklammernd, müde auf dem Tische. Ihre Augen brennen. Sie atmet schwer.

Der Mann hat sich mit einer schnellen Bewegung von seinem Sitze erhoben. Er ergreift das Glas, das vor ihm steht, und leert es mit einem Zuge.

„Sünde!“ stößt er hervor. — „Sünde wär' es gewesen! Sünde, sagst du?“ — Er lacht bitter auf.

Das Weib erhebt bittend die Hand. Seine Stimme sinkt wieder zum Flüstern herab.

„Ich aber sage dir, Toni: alle Engel im Himmel hätten sich gefreut. — Frei war ich und frei warst du, so frei, wie zwei Menschen sein können. Wer hätte einen Stein aufheben wollen wider uns? Hab' ich geschmeichelt? Hab' ich gebettelt? Hab' ich dir etwas versprochen, was ich nicht gehalten hätte — auch so? — Weißt du, was deine Lippen gesprochen haben? Was deine Augen gesprochen haben? Weißt du noch?“

Die Frau am Tisch senkt das Haupt mit dem lockigen Haar und legt das brennende Gesicht in beide Hände.

„Dein Mann ist tot, Toni. Du bist wieder frei. — Dein Mann, wie das klingt! Du, meine liebe, kleine Toni, die mir gehört hat, mit jedem Nerv, mit jeder Fiber, mit jedem Atemzuge! —

Und wenn zehn Priester dich getraut hätten — Pfui, pfui! Das war Sünde!"

Das Weib zuckt zusammen, als wär' es von einem Hiebe getroffen worden.

„Ich hab' dich ja gefragt," murmelte sie tonlos.

„Ja, du hast geschrieben. Du hast geschrieben: Rate mir, was soll ich thun? Ich kann nicht. Aber er ist so ein braver Mensch, und er hat mich so lieb und eine gute Stelle hat er. — Was hab' ich dir darauf geantwortet, Toni? — Frag' dein Herz und wenn es nicht tausendmal ja sagt mit Jubeln und Jauchzen, sag: nein! Wenn du Geld brauchst, für dich bin ich immer da. — Wenn du aber ja sagst, schreib' mir nicht wieder, kein Wort mehr. Du bist frei. Den Entschluß mußt du selbst fassen. — Das ist meine Antwort gewesen auf deine Frage, Toni."

Der Mann hat sich neben der Frau auf der Bank niedergelassen und reicht ihr das Glas vom Tische.

„Trink, armer Schelm! Das Leben ist hart. Nicht wahr, Tonerl?"

Die Frau nippt von dem Wein und drückt das Tuch gegen die heißen Augen.

„Danke," sagt sie leise. „Du bist so gut."

Dann lehnt sie, wie ein müdes Kind, das Haupt gegen die Schulter des Mannes.

Seine Stimme klingt sanft und eindringlich, als er nach kurzem Schweigen wieder anhebt.

„Nicht alles ist für jeden, Toni. Die Welt hat ihre Gesetze für sich. — Verstehst du, was ich meine?“

Die Frau sieht den Mann an und drückt seine Hand in ihren Händen.

„Wohl, wohl, ich versteh’,“ sagt sie und lächelt. Aber es ist ein trauriges Lächeln. — „Ich bin so froh, daß du nicht mehr bös bist. — Schau, ich hab’ doch wollen brav bleiben.“

„Und nachher, Toni? Als du mit Schleier und Kranz vor den Altar getreten bist, einen andren im Herzen? Hat’s dir nicht gegraust vor dir selber? Hat’s dich nicht geschüttelt vor Ekel?“

Sie schmiegt sich an den Mann, als wollte sie bei ihm Schutz suchen vor ihren Gedanken. Ein Schauer läuft durch den schlanken Leib. Die Hände strecken sich zur Abwehr nach vorn. Ein schmerzliches Stöhnen entringt sich der schneller atmenden Brust.

Die Stimme des Mannes klingt wieder hart:

„Wenn man eure Eitelkeit mit süßen Redensarten füttert, könnt ihr Weiber keinen Spatzen von einem Adler unterscheiden. So dumm ist keine von euch, daß sie sich nicht einbildet, es müßte eines

Tages ein Adler an ihren erbärmlichen Leimruten hängen bleiben. Freilich, wenn ihr euch wegwerft an einen Spatzenkopf, ist's ein verpfuschtes Leben ohne Ehr' und Seligkeit. — Warum hast du mir nicht geschrieben auf meinen Brief, Toni? Warum hast du nicht geschrieben: Komm! Dein bin ich. Dir gehör' ich, mag werden, was will. Komm! Rette mich vor dem Furchtbaren, vor dem, was ich nicht denken mag und nicht schreiben kann. —"

Das Weib ist in ein leises Weinen ausgebrochen. Die Stimme des Mannes erhebt sich von neuem.

„Glaubst du, ich hätte dich verlassen? Glaubst du? — Du bist brav geblieben. Ja wohl, brav! Die Leute können dir nichts nachsagen, nicht so viel, und mir auch nicht. Nur einen Narren werden sie mich nennen. — Ich hab' nicht schwer zu tragen gehabt an der Last. Aber du, Toni, du! Kein Mensch und kein Gott bringt dir deine Seligkeit zurück, keine Stunde und keine Ewigkeit — trotz Priester und Sakrament. Das sage ich!"

Wieder sinkt die Stimme des Mannes zum Flüstern herab. „Böse? Weshalb sollt' ich dir böse sein, Toni? Böse, nein, aber traurig bin ich. Traurig ist mir und weh, als wär' mir eine weiße Rose auf die Straße, in den Schmutz gefallen. Sieh, Toni: Wer das Höchste gewinnen will, sei

es Mann oder Weib, muß sich selbst verlieren. Du bist nicht besser, als all' die andren, nicht besser und nicht schlechter. Das thut mir weh. Wer hat mehr verloren, Toni, ich oder du? Ich oder du? — Du bist zu mir gekommen, was willst du hier?"

Der Mann streichelt sanft das krause Haar der Frau. Sie schmiegt sich wortlos noch fester an ihn.

„Es ist dunkel geworden. Komm. Wir wollen gehen."

Er bezahlt den Wein. Sie treten aus dem kleinen Garten am Flusse auf die dämmrige Landstraße und wandern der Stadt zu, deren Türme in verschwindenden Umrissen aus dem Dunst aufragen.

Sie hat ihren Arm in den seinen gelegt. Sie gleicht der Frau in der Laube nicht mehr. Sie lacht mit heller, melodischer Stimme und plaudert allerlei liebliches, thörichtes Geschwätz, — ein lange versiegter und versandeter Quell, der sich einen neuen Ausweg erschlossen hat. Er schreitet schweigend neben ihr an ihrer Seite.

„Geh', sag', stör' ich dich mit meinem Geschwätz?" fragt sie schüchtern.

„Nein, Toni. Ich hör' dir zu. Gern."

Sie plaudert weiter. Nach einer Weile fragt sie leise:

„Wohin führst du mich?“

„Zur Bahn, Toni.“

Er fühlt, wie sie schwankt und sich fest an seinen Arm klammert. Beide schweigen, bis sie am Bahnhofe angelangt sind. Er giebt ihren Arm frei.

„Ich will dir eine Karte lösen.“

Die Frau steht willenlos in dumpfer Betäubung auf dem Bahnsteig.

Der Eilzug braust rasselnd heran. Er hält. Der Mann schiebt die Frau in ein leeres Frauen-coupé, das der Schaffner vor ihm geöffnet hat. Sie sieht sein ernstes Gesicht durch einen Schleier. Es summt ihr in den Ohren, als sie im Einsteigen ihn sagen hört: „Heut wär' es Sünde, Toni!“

Der Schaffner schlägt die Wagenthür zu. Sie reicht ihm die Hand durch das Fenster.

„Gute Nacht, Tonerl. Hab' Dank für deinen Besuch. Ich lasse von mir hören, bald. Bleib' brav, Tonerl!“

Ein schriller Pfiff. Der Dampf fährt zischend in weißen Wolken auf die Schienen.

Der Mann kann es nicht mehr sehen, wie die Frau im Coupé, still hinter ihrem Tuche weinend, auf den Sitz niedersinkt. Er winkt noch einmal mit der Hand.

Der Zug gleitet aus dem Bahnhof hinaus in die wolkenverhangene, heiße Nacht hinein.

. . . .

Wo hab' ich das gesehen? Oder hab' ich's gehört?

War es ein Bild? — Wie hieß der Maler? —

War es ein Lied? — Wer hat es komponiert? —

Oder hab' ich es erlebt? —

Polyhymnia.

✿

Ich sah ein Bild, gemalt von Meisterhand,
In Farben, nachgedunkelt von den Jahren:
Am Tische sitzt ein Mann in weißen Haaren
Mit gütigem Gesicht. Ein schwerer Band
In goldenem Schnitt liegt vor ihm aufgeschlagen.
Als müßte ihm das Buch die Antwort sagen
Auf eine Frage, die sein Mund verschweigt,
Stützt er die Last des Haupts, nach vorn geneigt.
Die Rechte hält das Buch. — Hell angestrahlt
Vom Lampenschein, der rote Lichter malt
Auf Stirn und Wangen, lehnt den Leib, den jungen,
Auf niederem Sitz ein Mädchen an sein Knie.
Umsponnen von Gedanken scheint auch sie,
Die Jungfrau, selbstvergessen, traumbezwungen.
Die schlanken Finger fassen einen Schrein,
Von Silber fein gefügt und Elfenbein,
Aus dem in leuchtend-bunten Farbenwellen
Verschwenderische Rosenfluten quellen.
Dem Tisch zur Rechten steht, im blonden Bart,

Ein junger Kriegsmann, recht von deutscher Art.
Sein Blick ruht forschend auf der Jungfrau Händen.
Wem willst du — fragt er — deine Rosen spenden?
Die tapfere Hand umschließt die blanke Wehr. —
Fest steht er da, ein Bild aus Erz gegossen,
Geheimnisvoll von Schatten rings umflossen.
Im Faltenmantel zieht die Nacht daher
Und lugt mit schwarzen Augen ins Gemach.
Der Schein der Lampe ruft ein Blitzen wach
Auf Helm und Degen. — Auf dem Tische glänzen
Des Lorbeers Zweige, eine Stirn zu kränzen. —
Wie seltsam-sonderbar! Das alte Bild
Zum Liede wird's. Aus seinem Rahmen quillt,
Als wollte sich gebanntes Leben regen,
Ein Singen und ein Klingen mir entgegen. —
Es rinnt der Quell uralter Melodie,
Begrüßt vom hellen Jubelruf der Geigen,
Der Harfen sturmbewegte Harmonie
Schlingt ihre Ketten um den zarten Reigen.
Aus Tiefen — horch! — ein Ruf. Gewaltig dringt
Sein Ernst herauf in feierlichen Tönen.
Die Freude stirbt. — Posaunenklänge dröhnen
Ein trotzig Kriegslied, das sich aufwärts ringt.
Mit schweren Schritten schreiten sie im Chor.
Trompeten schmettern siegesfroh hervor.
Der stille Bach, zum lauten Strom geworden,
Rauscht stolz zum Meer in mächtigen Akkorden.
Aus Tiefen — horch! — erhebt sich neu der Ruf,
Wie Gottes Stimme, da er Eden schuf.
Das Lied verstummt. — . . . .

. . . . Wie seltsam-sonderbar!
Den Arm bewegt der Greis im Silberhaar,
Als wollt' er sagen: Sprecht! Die Jungfrau senkt
Das Haupt. Der Kriegsmann regt die Hand am Degen.
Ich sehe seine Lippen sich bewegen,
Ich hör' das Wort: „Was hast du ihm geschenkt?“
Die Jungfrau schlägt die Augen zu ihm auf,
Die Hand greift spielend in den Rosenhauf,
Daß von dem Rand des Schreins, des übervollen,
Die Rosen am Gewand zur Erde rollen.
Aus ihrer Fülle farbenfrohem Flor
Zieht eine weiße Rose sie hervor,
Steckt an die Brust das Pfand mit Augensenken
Und spricht: „Ich will ihm diese Rose schenken.“ —
„Ich bin gen Süd geritten über Nacht,
„Den Lorbeer habe ich ihm mitgebracht.“ —
Vom Tisch nimmt einen Zweig des Kriegers Hand.
Sie schlingt ihn um der blanken Helmzier Rand
Und reicht den Helm der Jungfrau, die erschrocken
Zurück sich streift die widerspenstigen Locken.
Mit scheuen Händen tastet sie die Last
Und flüstert: „Ach, wie du zu tragen hast!“
Er bückt gelassen sich zur Erde nieder,
Hebt eine Rose auf von zartem Blaß,
Drückt an die Wange sie, erhebt sich wieder
Und spricht: „Warum sind deine Rosen naß?“
Die Jungfrau sieht gedankenvoll ins Licht.
„Im Sonnenschein blühn meine Rosen nicht.
„Ich stand auf hohem Berg und mußte weinen.
„Da blühten sie im Schnee aus harten Steinen.“ —

Der Alte wendet prüfend Blatt für Blatt.
„Ich wußte doch, wo es gestanden hat.
„Ich las fast achtzig Jahr im Buch des Lebens,
„Nun suche ich und suche doch vergebens.“ —
Er schließt das Buch, verläßt den Sitz und winkt.
Der Krieger löscht das Licht. — Das Bild versinkt. —
Vom Bann des Meisters nicht mehr festgehalten
Verkörpern sich im Raume die Gestalten.
Der Mann im Helm, die Jungfrau mit dem Schrein,
Der Greis am Stab, — so wandeln sie zu drei'n.
Sie schreiten langsam, schweigend auf mich zu.
Du gehst voran, und du stehst vor mir, — du!
Durch Schleier winkt mir eine blasse Hand,
Die Schleier fließen fort ins Wesenlose.
Ich fasse nach dem schwimmenden Gewand,
Die Hände greifen zitternd — eine Rose. —
Auch du! Auch du! — Es grüßt und sieht mich an
Mit stillem, großem Blick. Vom Helme dann
Nimmt die Gestalt des Lorbeers Heldenzier
Und reicht den Zweig mit ernstem Lächeln mir.
Der Schatten schwindet. — Bleiche Nebel trinken
Vertraute Züge, die mir schnell versinken. —
Ein greises Haupt mit gütigem Gesicht
Drängt sich herauf, umspielt von rosigem Licht.
Die Hände halten zitternd aufgeschlagen
Das schwere Buch. — „O Vater, sprich ein Wort!
„Sag' mir das Wort! Du mußt das Wort mir sagen!“ —
Hoch hebt die welke Hand den teuren Hort —
Da glüht es auf, da sprühen goldene Flammen,
Lebendig schließt sich Wort an Wort zusammen:

Der Kampf ist Glück! . . . .

. . . .

Durch Wolkensäume loht
Zum Himmel hell das junge Morgenrot.
Der neue Tag besteigt des alten Thron.
Ich hör' die Ruder durch die Wellen schäumen
Im muntren Takt. In Schlaf gewiegt von Träumen,
Hör' ich das Wort: Der Kampf ist Glück, mein Sohn. —

. . . .

Am späten Morgen trat ich leicht und frisch,
Von kurzem Schlaf gestärkt, an meinen Tisch.
Durft' ich den eigenen Augen traun? Ich fand
Ein Blatt. Beschrieben war's von meiner Hand.
Doch, schien es, nicht von meiner Hand allein,
Sie schien von andrer Hand geführt zu sein.
Mit Staunen las ich langsam, was da stand,
Den Raum mit Zeilen füllend bis zum Rand.

Sei still und stark! Dein ist der Frieden nicht.
Dein ist der Kampf, das unruhvolle Ringen.
Ihr, die ihr meint: wir müßten Palmen schwingen,
Die ihr euch Christen wählt, eins wißt ihr nicht.

Euch kann die Wahrheit nur Verderben bringen.
Ich sehe in der Nacht ein helles Licht
Und falle nieder auf mein Angesicht.
Ich möchte Lieder stammeln, Psalmen singen.

Ich mag nicht mit geschwätzigen Zungen rechten,
Nicht feilschen mit verlogener Felonie.

Ich führ ein Schwert, für meinen Gott zu fechten.
Noch spannt die Faust sich, noch ist straff das Knie.
Geht's nicht im Guten — wohl! — so geh's im Schlechten.
Entweder — oder, Herr! Ich oder sie!

. . . .

Daneben lag vertrocknet, welk und bleich
Die Rose und ein grüner Lorbeerzweig.

Zehntes Kapitel.

Worin alles mit rechten Dingen zugeht und Kaspar in Gestalt des Malers und Kupferstechers Kaspar Xaver Linsenbarth aus der südlichen Versenkung auftaucht.

❦

Tags zuvor war ich gegen Abend in Sturm und Regen nach Alltagsleben gestapft in der festen Überzeugung, daß ich etwas Gutes erfahren würde.

Meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht. Auf der Post konnte ich ein stattliches Schreiben in Empfang nehmen, an dessen rechter Ecke oben das schnurrbärtige Haupt des re Umberto und der Poststempel Roma prangten. Freudigen Herzens durch die Engpässe der Alltagslebener Gassen fürbaß wandelnd, hatte ich gelesen, was mein Freund Kaspar Xaver Linsenbarth aus der ewigen Stadt mir mitzuteilen für gut befunden hatte. Seit seiner

Abreise hatte ich nur eine Postkarte von ihm erhalten, welche mir seine Ankunft in Rom gemeldet hatte. Nur mit Mühe hatte ich in ihren Besitz gelangen können. Die Post hatte die Karte beanstandet, weil sie eine Federzeichnung der kapitolinischen Venus, von rückwärts gesehen, trug.

Das Schreiben lautete also:

„Lieber, verehrter und in Sonderheit günstiger Freund und Wolkenkuckucksheimer!

Sechs Wochen bin ich hier in Rom und Du hast noch nichts Schriftliches von mir erhalten außer der Ansichtspostkarte mit der Venus von Norden gesehen. Du siehst, ich lebe noch, wenn auch nur als wackliges Nervenbündel, welches mit etwas Haut und Knochen kümmerlich genug garniert ist. Von Fleisch ist keine Rede mehr. Erst dacht' ich, es wär' die gemeine Galeriekrankheit (Morbus mus. forestieri), die es mir angethan hätte. Dann gab ich dem ewigen Spektakel die Schuld. Jetzt schieb' ich's auf den vino romano. Besonders der weiße hat den Schalk „hinter ihm". Was der noch nicht fertig bringt, thut der, wie Du weißt, von mir ausbündig geliebte Kaffee, dreimal am Tage genossen, im Bunde mit den vergifteten Nudeln, die ihren Namen nach dem jungfräulichen Staate

jenseits des großen Wassers führen, welcher dieses verfluchte Zeug zum Schaden der Menschheit hervorbringt. Schließlich ist es das alles zusammen und am allerschließlichsten ist es die römische Luft, die wie ein verliebtes Kätzlein schmeichelt, um nach Wochen oder nach Monaten mit spitzigen Krallen in den Nerven herum zu wühlen. Selbst der große Nervus rerum bezeugt ihren zerstörenden Einfluß. Über meinem Bett ist ein eiserner Nagel in die Wand geschlagen, an welchem einmal zu Zeiten der Servius Tullius ein Spiegel gehangen haben muß. Ich schließe das

a) aus dem Vorhandensein des Nagels;

b) aus der Thatsache, daß

aa) der Gebrauch des Eisens,

bb) die Benutzung des Spiegels

den Römern zur Zeit des Servius Tullius unzweifelhaft bekannt war. Bilder hat damals noch kein Mensch gemalt. Photographieen gab es auch noch nicht.

Zu bb) glaube ich als erwiesen ansehen zu dürfen, daß die Römer um fünfhundertundfünfzig vor Christus schon Weiber hatten. Wie eine Römerin, und sollte sie so alt und mager gewesen sein wie mein Nagel, ohne Spiegel hätte fertig werden sollen, kann ich mir nicht vorstellen. Unter-

halb des Nagels ist, noch deutlich erkennbar, ein S. T. eingeritzt. Gestern habe ich zudem unter meinem Bett erhebliche Reste von Kalkschmutz entdeckt, die auf ein hohes Alter schließen lassen. Erwägt man, daß Servius Tullius die älteste Mauer um die Stadt gezogen hat, so gewinnt meine Vermutung hohe Wahrscheinlichkeit, daß der re muratore vor mir an dieser Stätte genächtigt hat. Denn auf meiner Karte der alten Stadt Rom läuft die servianische Mauer rücksichtslos durch das Haus der wackeren Frau Bianca Tribolo. So heißt meine Wirtin. Du siehst, ich habe schon etwas von den Archäologen gelernt. Das nur in Klammern. Was ich sagen wollte:

Dieser S. + T.=Nagel wird der Nagel zu meinem Sarge werden. Jeden Abend, wenn ich zu Bett gehe, schaue ich ihn mit dem festen Vorsatze an, mich am nächsten Morgen daran aufzuhängen. Jeden Morgen beschließe ich das gleiche für den Abend. Schließlich bleibt es jeden Morgen und jeden Abend bei dem Vorsatze, aus keinem andren Grunde, als weil der Mensch, der ihn im Busen hegt, zu faul ist, ihn auszuführen. Wer die Stimmung nicht kennt, kennt Rom nicht.

Zum Entschlusse, aufzustehen, brauche ich nach genauer Beobachtung gegen vierzig Minuten; von

da bis zum Entschlusse, mich zu waschen, weitere zwanzig Minuten. Gestern habe ich an zwanzig Minuten vor einem Laden am Corso gestanden, weil ich mir nicht schlüssig werden konnte, ob ich den Corso hinaufgehen oder in die via Condotti einschwenken sollte. Es war mir ein rechter Trost, als ich nach peinvollem Schwanken am selben Orte einen deutschen Biedermann antraf, der mir mit melancholischem Lächeln gestand, daß er zu gleichem Zwecke bereits über zwanzig Minuten auf demselben Flecke verharrt hätte. Unter möglichster Schonung des angeborenen germanischen Thatenmuts schlugen wir uns bei einem kleinen Bier, das weder ihm noch mir schmecken wollte, glücklich bis zum pranzo durch. Der verfluchte Scirocco! An arbeiten ist nicht zu denken. Dabei bilde ich mir ein, daß ich nie in meinem Leben so unerhört fleißig gewesen bin. Wenigstens bin ich todmüde, wenn ich um Mitternacht den servianischen Schicksalsnagel zu Gesicht bekomme. — Welche Summen, auf Lire und Soldi berechnet, ich an römische Rosselenker leichtfertig vergeude, das übersteigt alle Begriffe. Wie sagt der heilige Filippo Neri: Alles ist eitel, nur nicht ein Wagen in Rom. Die Heiligen müssen freilich ihre Knochen schonen für spätere Zeiten, wenn von Unsereinem nur der große Name

noch lebt, vorausgesetzt, daß es nicht bloß ein großes Maul gewesen ist.

Von solchen Dingen steht kein Wörtlein im Bädeker, und sie sind doch dem Fremdling nützlicher zu wissen und bekömmlicher, als das unleidliche Kunstschwefeln, welches uns mit seinen Doppelsternen und Sternen, wie der allewege vortreffliche Erdmann sagt, unfehlbar im voraus verkündet, ob wir uns sehr freuen, oder ob wir uns nur freuen werden. Ich will aber gegen das brave, rote Buch kein Wort gesagt haben. Sofern Du Dich also baß verwundern solltest, daß dieser Brief keine arme Silbe enthält von Kunst und Kunstgeschrei, so laß Dir hiermit das rote Buch auf das wärmste empfohlen sein. Es steht alles drin, alles. —

Ich möchte Dir noch erzählen von einsamen Spaziergängen durch die von Wundern Himmels und der Erde erfüllte Campagna, von den stillen und von den lauten Geistern, die über den Trümmern ihr Wesen treiben, von den Toten und von den Lebendigen, vermeine aber, es sei genug, für mich, der ich schreibe, und für Dich, der das Geschriebene lesen muß.

Daß ich solche Größe mit eigenen Augen zu sehen gewürdigt worden bin, dafür danke ich Gott alle Tage auf den Knieen, kann mich auch des

offenen Bekenntnisses nicht enthalten, daß ich es nicht mehr bereue, geboren zu sein als Dein

getreues Nervenbündel
Kaspar Xaver Linsenbarth.

Nachschrift. Der kleine Sandro Tribolo, das Enkelsöhnchen meiner Wirtin, kommt eben zu mir in das Zimmer, um Zündhölzer auf Borg zu entnehmen. Vor einer halben Stunde hat er bereits meine Nagelschere und meinen Vorrat an Zwirn für die nonna ausgeführt. Gott sei Dank, daß sie hier im Hause keine Zahnbürsten brauchen! Das Kerlchen erzählt mir ganz stolz, daß es die ominösen Buchstaben unter dem Nagel eingeritzt habe. Ach Gott! Nur der Irrtum ist das Leben.

K. X. L."

. . . .

Seinem Schreiben hatte mein Freund Linsenbarth eine in der engen Briefhülle verwelkte Rose und einen Lorbeerzweig beigefügt.

Elftes Kapitel.

In welchem Verfasser unterschiedliche Gespenster mit und ohne Kopf im „Grauen Bären“ zu Alltagsleben umgehen läßt, und in aller Kürze berichtet wird, weshalb der Revierförster Hunnemann sich hartnäckig weigerte, eine Gänsehaut anzulegen.

„Ach was!“ sagte der Revierförster Hunnemann und schlug mit der Faust auf den Tisch, — „Ihr Wort in Ehren, Herr Doktor. Ich glaube nicht an Spuk.“

Es war am zweiten Weihnachtsfesttage.

Heinrich Noë hat recht. Es ist durchaus unverständlich, weshalb die deutschen Stämme nördlich des Mains, in Pausch und Bogen gerechnet, dem verhängnisvollen Irrtum sich hingeben, daß der gute Mensch seinen Wein nur zu bestimmten, regel=

mäßigen Tageszeiten, etwa zu Mittag oder am Abend, zu trinken berechtigt und befähigt sei. Ich hatte mich zu einem Vesperfesttrunk gegen vier Uhr nachmittags im „Grauen Bären“ in Alltagsleben eingefunden. — „Das ist doch unerhört!“ hör' ich die Leute nördlich des Mains sagen. — Wer schon dasaß, das war der Revierförster Hunnemann.

„Lisl! Noch eine Halbe!“ —

Ich nahm die Worte des Alten wieder auf.

„Ich glaube nicht an Spuk. — Das sagen Sie so in Ihrem jugendlichen Leichtsinn. Wir haben den Weihnachtsbaum mit seinen Wachslichtern, die Lebkuchen, — Honigkuchenpferde giebt es leider jedes Jahr weniger, — wir haben den Osterhasen, der die bunten Eier legt, wie Ihnen aus der Naturgeschichte bekannt sein wird, wir haben die Pfingstmaien, die Johannisfeuer — Spuk! Das ist alles Spuk.“

Der Revierförster Hunnemann zog die Augenbrauen in die Höhe. Das ist bekanntlich das einfachste Mittel, Erstaunen auszudrücken. Folgt darauf ein leichtes Kopfschütteln, so heißt das auf deutsch: Bei dem rappelt's. Der Revierförster Hunnemann beschränkte sich in diesem Falle auf die erstgedachte Thätigkeit. Ich fuhr ungerührt in meinem Texte fort.

„Daß wir da oben nicht für die besten Christen gelten, wissen Sie.“

Hunnemann nickte.

„Wird schon wahr sein.“

„Na ja. Das ist's eben, lieber Hunnemann, was uns noch in allen Gliedern liegt. Ich sage: Gott sei Dank! Wenn das bißchen Heidentum nicht wär', das uns die Mönche noch übrig gelassen haben, was wär' denn noch? Sie hätten's gern ausgerottet mit Stumpf und mit Stiel. Aber — ich sage noch einmal: Gott sei Dank! — das deutsche Gemüt war stärker, als sie.“

„Bleiben Sie mir mit dem Heidenvolke vom Leibe,“ unterbrach mich der Revierförster Hunnemann. „Das läuft ohne Hosen herum und frißt, wie das liebe Vieh, dem Herrgott den Salat aus der Hand ohne Essig und Öl.“

„Das ist Geschmackssache, lieber Hunnemann. Darüber soll man nicht streiten. Ich kann Sie versichern: Mir haben die guten Christen in Alltagsleben und anderswo manch liebes Mal einen Salat angerichtet, — lieber dank' ich für Essig und Öl. — Was ich sagen wollte: Sehen Sie, die Ägypter, die Griechen, die Römer . . . .“

„Und die Franzosen, die Kerle,“ ergänzte Hunnemann.

„Wie so die Franzosen?“

Ich hatte das bestimmte Gefühl, daß unsre Gedanken sich in sehr verschiedenen Richtungen bewegten.

„Na, weil Sie eben vom Spuken reden und von den Heiden. Ich meine die drei Jungfern ohne Schuh' und Strümpfe auf dem Bilde, das in Ihrem Zimmer hängt. In Paris mögen sie ja so herumlaufen.“

Jetzt war es an mir, die Augenbrauen in die Höhe zu ziehen.

„Solchen Spuk lass' ich mir gefallen,“ grinste der Alte behaglich. „Da thu' ich auch noch mit.“

„Ich verstehe nicht, lieber Hunnemann, — Paris? Wir sprachen vom Spuken. Paris? — Ah so! Jetzt weiß ich. Das Urteil des Paris meinen Sie, gelt? Meinen Sie das?“

„Na, ja. Ich mag wohl den Namen nicht richtig ausgesprochen haben. Die drei Mamsellen mein' ich, die vor dem jungen Menschen mit dem roten Käppi herum geistern. Wenn Sie das Spuk nennen wollen, meinetwegen. Aber das haben wir in Alltagsleben ebenso gut, nur daß sie hier am hellichten Tage nicht so umgehen wie die drei Madl'n; zum Beispiel . . . .“

„Hunnemann,“ unterbrach ich ihn, „um Gottes-

willen —“ Er kam mir vor, wie ein Expreßzug in voller Fahrt, der auf eine falsche Weiche geraten ist, und ich mir, wie der verantwortliche oder unverantwortliche Weichensteller.

Hunnemann drehte sich kurz auf seinem Stuhle herum. Lisl hatte sich bis auf Hörweite genähert, um ihren Anteil an unsrer lehrreichen Unterhaltung einzukassieren.

„Lisl komm' mal her, hier heran.“

Die Lisl that vorsichtig zwei kleine Schrittchen vorwärts.

„Schau dir mal den Herrn Doktor da an, Dirndl.“

Die Lisl lachte und zeigte die weißen Zähne.

„Den Herrn Doktor kenn' ich gut genug, Herr Revierförster.“

„Schau ihn Dir an, sag' ich, Kreuzdonnerhagel! Glaubst auch an Spuk, Madl?“

„Schämen's Ihnen,“ sagte Lisl vorwurfsvoll. — „Mit Ihren gottlosen Fragen am heiligen Feiertag. Als ob ich kein Christenmensch wär'!“ — Sie schlug das Kreuz über das Mieder. — „Wie meine Großmutter selig ist gestorben, ist ihr Bild vom Nagel gefallen. Ganz gewiß.“

„Schad' drum, daß du nicht in Paris zur Welt gekommen bist, Madl.“

Es blieb mir nichts übrig, als noch eine Halbe zu bestellen. Lisl schlüpfte davon, ohne sich darüber klar geworden zu sein, weshalb der Revierförster Hunnemann es bedauerte, daß sie nicht in der Weltstadt an der Seine, sondern in dem kleinen Bergdorfe am roten Faden geboren sei.

„Lieber Hunnemann," bat ich in heller Verzweiflung. — „Thun Sie mir den einzigen Gefallen und halten Sie einmal fünf Minuten lang den Mund, wenn es Ihnen möglich ist. Sonst kommen wir heute Abend nimmer zusammen. — Gestern fiel mir's ein, als mir der Weihnachtsgeruch in die Nase stieg. — Wenn unsre Vorfahren den heiligen Bonifacius erschlagen haben, so war das gewiß nicht höflich und noch weniger schön von ihnen. Das gute Recht hatten sie aber auf ihrer Seite. Denn wer andrer Leute Heiligtümer mit der Axt antastet, muß sich schon auf eine deutliche Antwort von der andern Seite gefaßt halten. Es ist zum mindesten ein wenig christliches und noch weniger ein menschliches Gebahren, so einer als Lehrer des Evangeliums, anstatt die Leute, wie es seines Amtes, geduldig zu belehren und eines Besseren zu überzeugen, anstatt, wie es dem Fremden im fremden Lande geziemt, ihre Überzeugungen zu achten und ihre Vorurteile freundlich zu schonen,

alles kurz und klein schlägt, und sogar nachher noch ein Recht auf die allgemeine Bewunderung oder gar auf einen Heiligenschein zu haben glaubt, wenn ihm die eigene Axt unsanft auf den Schädel fährt. — Sehen Sie einmal genauer zu, lieber Hunnemann, wie Mönchtum und Pfaffheit in der weichen Seele unsres Volkes gewütet und gewüstet haben. Schauen Sie sich einmal den Popanz näher an, mit dem sie die armen Seelen verängstigt und in das Bockshorn gejagt haben. Wer weiß heute noch, daß es die guten, alten, die freundlichen Götter der Heimat sind, vor denen jedes Gesindlein am dreißigsten April seine drei Kreuze an die Stallthür malt? Allvater Wotan muß als blutiges Gespenst mit dem Kopfe unter dem Arm auf dem Schimmel durch die Gründe reiten. Oder er muß als wilder Jäger mit dem widrigen Gerippe des Knochenmanns vorlieb nehmen. Das ist auch ihre Erfindung. All' das Hexen- und Fratzengesindel, das uns angehängt worden ist, um den freien, furchtlosen, männlichen deutschen Sinn zu knebeln und zu knechten, und das uns noch heute anhängt, wie Pech, verdanken wir denen, die sich auf die Weisung des großen Rabbi von Nazareth berufen: Lehrt alle Völker! Eine schöne Lehrmethode, weiß Gott!

Mit solchem Spuk haben Pfaffen und Mönche unser ehrlich Volk in den Hexen- und Teufelswahn hineingejagt und aus Herrschsucht, aus Grausamkeit und aus Wollust wacker harmlose Geschöpfe Gottes gezwickt, gefoltert, verbrannt und gerädert oder sonst vom Leben zum Tode gebracht. — Wenn sie aber den alten Heiden etwas am Zeuge flicken können, — da sollen sie erst sehen, lieber Hunnemann. Mögen recht sonderbare Gesellen gewesen sein, die ersten Christen. Der Apostel Paulus weiß ein Liedlein davon zu singen, das nicht eben schön klingt. In der großen Kaiserstadt Rom gab es Götter und Göttinnen in Hülle und Fülle, hier und da recht bedenkliche. Aber der römische Kaiser hat sich den Kuckuck darum geschert, ob einer zum Jupiter betete oder zur Isis oder zum unsichtbaren Gotte der Nazarener. Den Gesetzen gehorchen! Anders ging es nicht im kaiserlichen Rom, und anders geht es noch heute nicht im kaiserlichen Deutschland. Heute donnert jeder halbwegs rüstige Staatsanwalt gegen die staatsgefährlichen Subjekte, die der Gemeinschaft aller Güter das Wort reden. Durch die Brille des Staatsanwalts gesehen, werden die Nazarener in Rom kaum viel anders ausgesehen haben, als die staatsgefährlichen Subjekte von heute in Berlin. Steuern haben sie auch nicht

gern bezahlt. Das thut noch heute kein guter Christ gern. — Die Nazarener wollten nicht vor den Standbildern der Kaiser opfern. Gut. Aber sie sollten es thun zum Zeichen ihrer Unterwerfung unter die Gesetze des römischen Staats. Ich kann einen Menschen verstehen, ja verehren, der ein Schwärmer ist und ein Märtyrer werden will. Wo Starrsinn und hochmütiger Glaubensdünkel anfangen, hört die Vernunft auf. Vor dem Papste in Rom knieen Millionen ohne Murren. Sie nennen ihn ‚heilig‘, wie die römischen Kaiser sich ‚göttlich‘ nennen ließen. Der Unterschied ist nicht eben groß. Vor neunundneunzig Heiligen rutschen Millionen auf den Knieen, wenn sie auch statt der Stiere nur Wachskerzen opfern. Die Sache bleibt dieselbe. Eine Verehrung nannten unsre Väter das Geschenk. — Was mich betrifft, ich möchte lieber den römischen Kaiser Diocletianus zum Tischnachbarn haben, als Herrn Alexander aus dem Hause Borgia, der auch einmal eine Heiligkeit gewesen ist.“ —

„Fünf Minuten sind lange um,“ sagte Hunnemann und sah nach der Uhr. — „Wenn Sie denken, daß ich alles verstanden habe, was Sie vom Papst und vom römischen Kaiser daher reden, sind Sie gewaltig im Irrtum. Manches wohl. —“

„Einen Augenblick, Herr Revierförster. Ich bin gleich fertig. Ob Sie es verstehen oder nicht, ist schließlich Nebensache. Die Hauptsache ist, daß es gesagt wird. — Für jedes arme Christenmädchen, daß der Kaiser Diocletian zu Rom von und vor seinen Bestien hat zerreißen lassen, bringe ich Ihnen ein paar Hexen und für jeden Märtyrer zwei verbrannte Ketzer. Der römische Kaiser, Herr Diocletianus, hatte wenigstens die harte, römische Staatsraison für sich. Die andren aber, die sich gegen die Heiden aufblasen, hatten nichts für sich, als vielleicht das Wort: Liebet eure Feinde. Die da schrieen: Die Christen vor den Löwen! — das war der verlotterte, vom Blutgeruch berauschte Pöbel einer Weltstadt. Die aber das: Kreuzige, Kreuzige! riefen, waren Priester des einigen Gottes. War es nicht der milde römische Prokonsul, der Jesum von Nazareth retten wollte, weil er keinen Fehl an ihm zu finden vermochte? — Um die Zeit des Kaisers Diocletian gab es weit und breit in römischen Landen so viele Christen, daß der gute Kaiser auch beim allerbesten Willen sie nicht alle hätte umbringen lassen können. Wie kommt es, daß ihrer so viele verschont geblieben sind? Vornehme Leute waren darunter, kaiserliche Beamte und ihre Frauen. Die gewaltige Totenstadt der Christen in Rom mit ihren

Kapellen wird dem kaiserlichen Präfekten genau so bekannt gewesen sein, wie dem römischen Bischof. — Wer nur die eine Seite an den Dingen sieht, lieber Hunnemann, sieht nicht viel, und wer durch die Brille der Staats- und Kirchenanwälte sieht, sieht noch weniger. — Um aber auf den Kaiser Diocletianus zurückzukommen, so müßt' ich mich sehr irren, wenn sie nicht Anno achtzehnhundertundvierzig die Gebeine des korsischen Gewaltmenschen mit einem feierlichen Pontifikalamt im Invalidendome zu Paris beigesetzt hätten. Gegen den gemessen, dürfte sich in Punkto unschuldig vergossenen Bluts Herr Diocletianus als kümmerlicher Dilettant ausnehmen. Aber da heißt es: Bauer, das ist etwas Andres! Warum? Darum. — So treiben wir in Wolkenkuckucksheim Weltgeschichte, lieber Hunnemann. — Und nun will ich Ihnen noch etwas sagen. — Lisl, zahlen! — Sie kommen mit mir. Wir essen zusammen ein Butterbrot, und Schlag neun Uhr gehen wir selbander in den Traumwald. Sie sollen das Gruseln aus dem ff lernen. Wir haben Vollmond. Es ist zwar verboten, Sie wissen ja, — aber ich will's auf meine Kappe nehmen. Das andre sage ich Ihnen noch. — Gute Nacht, Lisl!" —

„Wohl zu schlafen, die Herren!" —

Wenige Minuten später steuerte ich, Arm in Arm, mit dem Revierförster Hunnemann durch das Normalheimer Thor meinen Penaten zu.

Zwölftes Kapitel.

Wie der Revierförster Hunnemann im Traumwalde das Gruseln erlernte.

❦

„Was ist denn das?“ fragte der Revierförster Hunnemann, nachdem wir an dem von Frau Beate Hämmling sauber gedeckten Tische zum Essen Platz genommen hatten.

Er hatte ein kleines Steingutgefäß vom Tische genommen. Er lüftete den Deckel und schaute mich fragend an. Auf dem Gefäß stand für jeden, der französisch verstand, deutlich zu lesen: pâté de foies gras aux truffes, Strassbourg und so weiter. — Solche Unverschämtheiten läßt sich auf der ganzen bewohnten Erde, soweit die liebe Sonne scheint, nur der deutsche Michel gefallen, der wackere deutsche Herr Michel! —

„Ah so, Gänsefett!“

Mit Schrecken nahm ich wahr, daß der Gute die kleinere Hälfte der ziemlich stattlichen Terrine unverzagt auf seinen Teller entleerte.

„Hunnemann,“ sagte ich kostend, — „ich weiß nicht, wie das kommt. Das Ding muß bei etwas Gänsernem gestanden haben, daß es danach schmeckt. Das ist kein Gänsefett. Das ist richtiges Affenfett. Das ist gut für den Spuk, damit Sie helle Augen kriegen.“

Der Revierförster Hunnemann sah den Bissen mißtrauisch an, den er eben in den Mund schieben wollte.

„Unsinn!“ sagte er und biß hinein. „Den Spuk machen Sie. Das ist Gänsefett und bleibt Gänsefett.“

Sein Blick fiel auf etwas Schwarzes auf seinem Teller, das dem von mir angefachten Argwohn Nahrung zu geben schien.

„Was ist denn das darin?“ fragte er wieder und schob das schwarze Geheimnis gegen den Tellerrand.

„Das sind Negerknorpel, lieber Hunnemann,“ sagte ich gelassen. — „Das gehört dazu.“

Der Revierförster Hunnemann schob den Teller zurück.

„Euch in Wolkenkuckucksheim ist alles zuzu-

trauen," meinte er. „Es schmeckt so —" Er schüttelte den Kopf. — „Gänsefett ist das nicht."

Ich schenkte ihm ein goldig-braunes Getränk aus bauchiger Flasche in ein Spitzglas. Auf der Flasche stand, dieses Mal mit Recht, in gutem Französisch zu lesen: Véritable liqueur Bénédictine, A. Legrand aîné, Fécamp. —

„Trinken Sie 'mal," bat ich. „Es rutscht besser. Das ist Ricinusöl mit Rhabarberwurzel."

Der Alte roch vorsichtig an seinem Glase. Sobald seine Jägernase Witterung bekommen hatte, goß er das Glas kunstgerecht hinter die Binde.

„Alle Hagel!" schmunzelte er. „Der Spuk gefällt mir. Bitte, lassen Sie es noch einmal spuken."

Ich füllte ihm das Glas, konnte aber nicht umhin, dabei zu bemerken, daß Ricinusöl, auf die Dauer genossen, unsichtbar mache, und daß er sich mit dem Rhabarber den spiritus lenis an den Hals trinken müsse, ohne welchen ein richtiger Spuk nicht zu haben sei.

„Ha — hupp!"

„Das ist der Rhabarber mit dem stummen H!"

„Ha — hupp!"

„Das ist der spiritus lenis. Ich hab's Ihnen gleich gesagt."

„Ach was, leer!“ sagte Hunnemann. „Die halbe Flasche ist noch voll.“

Es dauerte nicht lange, bis der Inhalt der Flasche das abnehmende Viertel zeigte, wiewohl der Vollmond im Aufgehen begriffen war. Nach dem letzten Schluck zu urteilen, den der Revierförster Hunnemann zu sich nahm, schien er nicht übel Lust zu haben, den bevorstehenden Spuk in einen sanften Nebel aufzulösen. Er that jedoch nebenbei auch dem rosigen Schinken und den Eiern alle Ehre an, nachdem ich ihn belehrt hatte, daß es nicht gewöhnliche Eier wären, sondern sogenannte X-Eier, welche ein nach dem Schenkschen Verfahren behandelter Kapaun in der Christnacht gelegt hätte. Der Schinken war natürlich von einem Glücksschwein, um den glücklichen Erfolg unsres Mondscheinspaziergangs zu verbürgen.

Ich drängte auf den Aufbruch. Wir erhoben uns, ich, nachdem ich mein Taschenmesser auf den Tisch gelegt hatte.

„Den Hirschfänger müssen Sie zu Hause lassen, lieber Hunnemann. Heute Nacht darf keine Waffe blitzen, kein Eisen darf klirren.“

Ob er den Hausschlüssel mitnehmen dürfe? fragte Hunnemann.

Diese Frage glaubte ich unbedenklich bejahen zu

können, in der Erwägung, daß Hunnemann einen Ehering nicht am Finger trug, und somit der Hausschlüssel als eine Waffe nicht zu erachten sei. Ich bedang jedoch, daß sothanes Werkzeug sich jedes Rasselns zu enthalten habe.

Der Mond mochte kaum das erste Viertel seiner nächtlichen Bahn zurückgelegt haben, als wir schweigend zum Traumwalde hinan stiegen. Der Wald hatte sich mit blitzenden Eiskristallen bräutlich geschmückt. Gleich mächtigen Kronleuchtern standen die bereiften Föhren zur Seite des Wegs. Dazwischen stand hier und da eine schlanke Birke, deren zitternde Zweiglein wie silbernes Filigran im Mondschein blinkten. Vor uns öffneten sich die dunklen Kulissen der Edeltannen, welche den Traumsee mit einem dunkelgrünen Gürtel umschließen. Über ihren Wipfeln tauchte das gute, breite Mondgesicht auf, uns freundlich zu grüßen. Scharf fielen unsre Schatten auf den von einer leichten Schneedecke hell erleuchteten Weg. Die Luft war still und kalt. Ab und zu knisterte der Reif, der von einem Zweige herabfiel, — sonst störte kein Laut das feierliche Schweigen der in Gott ruhenden Natur. Wir hatten bald die Höhe gewonnen und stiegen zum See hinab. Unbeweglich-geheimnisvoll lag sein erstarrter Spiegel uns zu Füßen. Wehe dem, der

dieser trügerischen Brücke Leib und Leben anvertraut haben würde! Dunkle Stellen zeigten die Gefahr. In den Tiefen unten murmelten und arbeiteten unermüdlich die Wassergeister, denen der Winterfrost nichts hatte anhaben können.

Horch!

„Schock Zwieback und rote Rüben!“ flüsterte Hunnemann. „Wer singt denn da?“ —

„Frühling, Frühling!“ — Ein klingendes Lachen hallte durch die Tannen.

Der Revierförster Hunnemann beugte seinen Oberkörper weit nach vorn und starrte mit großen Augen auf eine dunkle Stelle am Ufer, aus welcher das Wasser leise herauf gurgelte. An dieser Stelle floß eine Quelle in den See.

„Alle Hasen sollen leben! Schauen Sie da, da unten,“ flüsterte er erregt. — „Hol' mich der Kuckuck! Das ist doch die rote Jule aus dem „Grünen Esel“. Ich will mich hängen lassen . . .“

„Frühling! Frühling!“ schallte es neckend und lockend herauf.

„Hasche mich, hasche mich,
„Wenn's Frühling wird, küß' ich dich!“ —

„Jagt sich die rothaarige Kreatur am heiligen Weihnachtstage bei der Kälte mit einem alten Hecht

im See herum! Schauen Sie den Kerl! Der ist älter, als hundert Jahre. Der hat Moos auf den Gräten."

„Pst, Hunnemann! Die Nixe!"

„Qua!"

„Was sagten Sie, Hunnemann?"

„Qua, qua!"

„Ich verstehe nicht."

Hunnemann richtete sich auf.

„Ich dachte, Sie hätten etwas gesagt? — Donnerwachsstockschwerbrett! Was sitzt denn da auf dem Stein?"

„Qua, qua, korax!"

„Kreuz-Neune und Schellen-König! Seit wann quaken denn die Frösche im Winter? Das ist ja eine verfluchte Geschichte. Das Vieh ist so groß, wie ein ausgewachsener Affenpinscher!" —

„Still, Hunnemann. Der Froschkönig! Sehen Sie nicht die kleine Krone? Wenn Sie den jetzt auf den Mund küssen, Hunnemann . . . ."

„Pfui Deubel!" —

„Breckeckecke korax!" —

„Er zwinkert nach mir mit den Augen, hol' mich der Deubel!" —

„Halt, Hunnemann. Da ist Wasser!"

„Donnerwetter ja! — Alle guten Geister! Sankt Huberti Hirsch!" —

Ich packte den Alten, der mit dem einen Fuß in das eisige Wasser getreten war, und zog ihn zurück. Er hielt den Hut in den gefalteten Händen und starrte nach der schneeglänzenden Lichtung, die drüben am andern Ufer an den See herantrat. Da zog langsamen Schritts mit hoch erhobenem Haupte ein starker Hirsch zu Holz. Zwischen dem mächtigen Geweih blitzte ein silbernes Kreuz.

Wie mit einem Schlage war der Wald lebendig geworden. Aus allen Winkeln kam es geschlüpft; aus den Höhlen der Erde, aus dem schützenden Dickicht der Gebüsche, aus dem verschwiegenen Geäst der Tannen kamen die scheuen Bewohner des Waldes gezogen und geflogen, allerlei Getier, vierbeinig Volk und zweibeinig, alles, was Klauen trägt und Krallen, was fleucht und was kreucht. Im Trab und im Trott zog es an uns vorbei das Ufer des Sees entlang der Lichtung zu, die alten Herren zu grüßen.

Ich zog den Alten, der noch immer stand wie festgewurzelt, am Arme fort. Um den See ging es herum mit hastenden Schritten. Die Äste der Tannen schlugen uns mit scharfen Nadeln in das Gesicht. Baumwurzeln hemmten unsere Eile und moosbewachsene Steine den unsicher schreitenden Fuß. Der Mond hatte sich in leichte Wolkenschleier

gehüllt. — Die Lichtung ging es hinauf zum Kreuz=weg.

Wir standen still, um Atem zu schöpfen. Mir schlug das Herz bis zum Halse. Schon wallte es die Schneuse herauf, die nach der andren Seite des Hügelkamms sich zu Thal senkte, wie brauender Nebel. Ein schauernder Hauch lief durch Berg und Thal, durch Baum und Strauch, durch Mensch und Thier.

Zierliche Leiber schweben heran in weißen, fließenden Gewändern. Im Vorüberschweben spinnen sie feine, silberglänzende Fäden von den Wocken, die sie in Händen tragen. Sie wiegen die leuchtenden Glieder nach dem Takt einer uralten Weise, die singend und summend mit ihnen zieht. — Zwei mächtige Raben streichen hinter ihnen rechts und links der Schneuse trägen Flugs die Tannen entlang. Mit gesenkten Häuptern im Schnee spürend, folgen zwei gewaltige Wölfe. Dann ein reisiger Zug. Rosse bäumen sich, deren Hufe unhörbar auf wallendem Nebel zu schreiten scheinen. Schilde gleißen im Mondlicht, — erzene Helme mit wehenden Adlerflügeln, Speerspitzen und Gewaffen blitzen auf. Allen voran reitet auf milchweißem Streitroß ein hoher, Ehrfurcht gebietender Mann mit grauem, wallendem Bart. Ein Auge verbirgt der Schatten

des Helms. Das andre ist mit gütigem Blick in das Weite gerichtet. Segnend streckt er die rechte Hand über die schimmernde Mähne des Rosses. Das göttliche Haupt ist sinnend zur Seite gewendet, der Frau zu, die ihm zur Rechten reitet. Sanfter Schmerz und stille Trauer breiten sich über ihre reinen Züge. — In raschem Fluge wallt es vorbei, kaum daß die Augen zu folgen vermögen. Dichter und dichter ziehen die Nebel, bleicher und blasser leuchtet der Mond durch die verhüllenden Wolken. — In brausendem Wirbel fährt es daher, speerschüttelnd, in blinkender Brünne, auf gestreckten Rennern. Haare und Mähnen flattern. Vorüber, vorüber! — Der mit dem wehenden, roten Bart auf dem Falben, das ist Thor. Die nervige Faust mit dem wuchtigen Hammer ruht auf dem Schenkel. Ihm zur Seite reitet mit ernstem Lächeln eine schöne, kriegerische Jünglingsgestalt, blauäugig, blondlockig. —

„Frühling! Frühling!“ jauchzt es hell vom See herüber.

In wimmelnder Hast trippeln eisgraue Männlein einher, mit Wurzeln und Kräutern zu heilkräftigen Tränken beladen. Hinter ihnen schreitet ein Alter des Wegs. Ein goldenes Horn hängt ihm an der Hüfte. Von der Spitze seines Speers träufelt eine

rote Spur in den Schnee. — Götterdämmerung — Weltuntergang. — Da! — auf goldener Sichel, von schlohweißen Mäusen gezogen, naht murmelnd und raunend, im nachtblauen, sternfunkelnden Mantel eine hochragende Gestalt. Sie schlägt, sich erhebend, den hermelingefütterten Mantel auseinander, und — der Mond erlischt. Um sie tanzen im lustigen Wirbel die schlohweißen Mäuse, mehr, immer mehr. Sie springen aus dem Mantel auf die Tannen, auf den Weg, auf meinen Hut, auf meine Nase. . . . .

Ich rieb mir Stirn und Augen.

„Hunnemann, es schneit."

Ein tiefer, rasselnder Laut gab Antwort. Es war kein Zweifel. Der Revierförster Hunnemann schlief den Schlaf des Gerechten. Da stand er mit dem Rücken gegen eine Tanne gelehnt, den Kopf auf die Brust gesenkt, die Hände über dem Magen gefaltet.

Ich hätte weinen mögen vor Wut. Ich rüttelte ihn mit aller Kraft. Es half nichts. Ich nahm etwas Schnee und rieb ihm Schläfen und Wangen damit.

„Pfui Deubel!" murmelte er im Halbschlaf. — „Der Froschkönig hat ein kaltes Maul." — Er rutschte sanft am Stamme der Tanne herunter.

„Zum Donnerwetter, Hunnemann! Wollen Sie Morgen bei Sonnenaufgang als wilder Jäger spuken gehn? Auf, Mann!"

„Das verfluchte Gänsefett!" murmelte Hunnemann. Die Erde hatte ihn wieder.

„Alle Hasen!" sagte er und rappelte sich auf die Beine.

„Mit Ihnen gehe ich bald wieder in den Traumwald, Hunnemann. Das kann ich Ihnen sagen. Jetzt haben Sie den ganzen Spuk verschlafen."

Er aber hatte meinen Arm gefaßt und stapfte neben mir seelenvergnügt durch den Schnee, ohne meinem Ärger die geringste Beachtung zu schenken. Bisweilen kam es in rauhen Tönen von seinen Lippen, wie werdender Heldensang: „Frühling, Frühling!" Es kann aber auch „Jule, Jule!" gelautet haben. Ich will nicht darauf schwören.

Als wir Wolkenkuckucksheim erreicht hatten, sahen wir aus wie frischgebackene Schneemänner in Civil. Die weißen Mäuse der Frau Holle hatten ihre Schuldigkeit gethan.

„Gute Nacht, Herr Revierförster. Das Schinkenmesser werf' ich Ihnen herunter."

„Unsinn!" murrte Hunnemann. — „Wir trinken noch eine Halbe im „Grauen Bären." Mir ist verdammt nüchtern im Magen. Ich warte unten."

Der Hirschfänger flog durch das Fenster in den Schnee.

„Gute Nacht.“

„Kommen Sie wirklich nicht mit?“

„Nein, Hunnemann. Heute nicht.“

„Angenehme Ruh'! Schön' Dank auch.“ —

Unten suchte ein dunkler Schatten in schwankender Eile die Straße nach Alltagsleben zu gewinnen.

Ich ließ noch einmal die Göttergestalten deutscher Vorzeit an mir vorbeiziehen. Ach! Es wollte mir scheinen, als ob wir viel Großes, viel Schönes verloren hätten, was uns kein Weiser aus dem Morgenlande ersetzen kann, — die Götter der Heimat! —

Schnell nahm ich den Wachsstock und entzündete die Lichtlein an meinem Baume. —

Daß dich Gott erhalten möge, deutsches Gemüt! So werden uns die Götter der Heimat erhalten bleiben.

. . . .

Als ich andren Tags zu einem Abendtrunk im „Grauen Bären“ Einkehr hielt, lachte mich Lisl gar seltsam an, als sie sich zu mir an den Eichentisch setzte.

„Sie, Herr Doktor! — Der Herr Revierförster hat gestern aber einen Mordsrausch gehabt. Von

der Jule im „Grünen Esel“ hat er erzählt, daß er sie hätt' im Traumsee mit den Hechten schwimmen sehen, und vom Froschkönig und daß er hätt' hunderttausend Mark können haben, wenn er den Froschkönig aufs Maul hätt' küssen mögen, und von einem Hirsch mit einem roten Bändel um den Hals und einem silbernen Kreuz dran.“ — Lisl zupfte an dem Bande mit dem silbernen Kreuzlein, das sie selbst um den Hals trug. —

„Lauter närrisches Zeug hat er geschwätzt, ob ich schon einmal Negerfett gegessen hätt' und Venusöl dazu getrunken! Und einen Kuß hab' ich ihm geben sollen, absolut, weil der Froschkönig hätt' so ein kaltes Maul gehabt und ich habe gesagt: Schämen's Ihnen, Herr Revierförster! — hab' ich gesagt, — so ein alter Mann mit weißem Bart! Und da hat er genickt und gesagt: Ja, Lisl, die alten Hechte! Und gelt, Herr Doktor, bitt' schön, sind's so gut und sagen mir, was der Herr Revierförster ehevor gemeint hat, daß ich lieber sollt' in Paris geboren sein.“

Gegen den Blick, den die Lisl mir bei diesen Worten zuwarf, um die braunen Augen gleich wieder sittsam auf das Mieder zu senken, war der Blick eine kalte Douche, mit dem das Fräulein Kunigunde im „Löwengarten“ zu Handschuhsheim

Herrn Ritter p. p. Delorges vor Zeiten empfangen haben soll.

Wie und auf welche Weise es mir noch selbigen Abends gelungen ist, die Frage durch ein anmutiges Gemisch von Wahrheit und Dichtung zur allergrößten Zufriedenheit Lisls zu beantworten, scheint mir nicht hierher zu gehören.

Daß der Revierförster Hunnemann das Gruseln gründlich erlernt hat, dafür bürgt außer meiner oft erprobten Wahrheitsliebe die Tatsache, daß er selbst etwa acht Tage später in Gegenwart einwandsfreier Zeugen im „grauen Bären" öffentlich erklärt hat: „Das sage ich dir, Lisl, einmal und nicht wieder. Mir graut noch heute davor."

Dreizehntes Kapitel.

Wie Kaspar Xaver Linsenbarth am dreißigsten Dezember eintausendachthundertundneunundneunzig sich im germanischen Nebel nach Wolkenkuckucksheim verirrt und wie der Revierförster Hunnemann sich freventlich gegen das Einmaleins versündigt.

Wieder klappern die Gläser auf dem gastlichen Eichentische im „Grauen Bären", einem Heimgekehrten zu Ehren. Die Lisl läuft gar geschäftig hin und her, daß ihr die runden Wänglein erglühen. Das große Wort führt Kaspar Xaver Linsenbarth, der von Wind und Wetter gebräunt, strahlend von Reiseglück, über die Alpen zurückgekehrt ist, um neugestärkten Muts Frauen und Töchter der Honoratiores von Alltagsleben in der Kunst des Lionardo zu unterweisen. Der Revierförster Hunnemann kommt aus dem Kopfschütteln nicht heraus.

„Ihr Wort in Ehren, Herr Linsenbarth.“ — Dabei sieht mich der Alte mit fragenden Blicken an.

„Wahr, alles wahr, lieber Hunnemann, — Wort für Wort. Freilich, wenn es spukt, darf man nicht einschlafen, Hunnemann.“ —

„Daran waren Sie schuld mit Ihrer französischen Rhabarbertinktur,“ knurrte der Alte zwischen den Zähnen. — „Den Froschkönig hab' ich aber doch gesehen, Herr Linsenbarth.“

„Und die rote Jule auch,“ lacht die Lisl, die eben drei neue Viertel auf den Tisch gestellt hatte. — „Die alten Hechte, — gelt, Herr Revierförster?“

„Halt deinen Mund, Dirndl!“ ruft der Erboste dem, wie ein Wiesel entschlüpfenden Mädchen nach.

Kaspar Xaver Linsenbarth aber lacht, daß sich die altersbraunen Balken an der Decke vor Vergnügen biegen möchten, wenn sich das für die soliden Balken des ältesten Wirtshauses in Alltagsleben schicken würde.

„Der Froschkönig soll leben, Hunnemann!“ —

„Nun fangen Sie auch noch an, Herr Linsenbarth.“

„Sie hätten mit mir nach Rom reisen sollen, Hunnemann. Da wären Sie nicht eingeschlafen.“

„Rom!“ — Der Revierförster Hunnemann lächelte verächtlich und klopfte seine Pfeife aus. — „Ich

lobe mir Alltagsleben. Da reden sie wenigstens deutsch."

„Mit Ihnen muß man freilich deutsch reden, Hunnemann. Mit Alltagsleben aber bleiben Sie mir heute noch drei Schritt vom Leibe." — Er wandte sich zu mir. — „Ihr in Wolkenkuckucksheim solltet euch krapprot schämen mit eurem bißchen Spuk im Traumwalde. Eure Nixe ist auch unter südlichem Himmel geboren."

„Ach was!" unterbrach ihn Hunnemann. „Die rote Jule war's aus dem „Grünen Esel". Darauf will ich einen Eid schwören."

„Schwören Sie nicht, Hunnemann," warnte Linsenbarth. „Mit dem Fischschwanz hat es seine Richtigkeit. Übrigens. . . ."

„Erlaube," fiel ich meinem Freunde Linsenbarth in das Wort. — „Die schöne Melusine . . . ."

„Melusine?" knurrte Linsenbarth. „Schönes Deutsch! Die ist auch nicht von hier. Die ist aus der Provence. Hier bei Euch ist alles formlos, nebelhaft, verschwommen."

„Stimmt," warf Hunnemann ein. — „Mit dem Nebel, das stimmt." —

„Siehst du wohl," triumphierte Linsenbarth. „Kannst du dir Wotan leibhaftig vorstellen? Kronion winkt mit den schwärzlichen Brauen und

schüttelt die ambrosischen Locken, daß die Höhen des Olympos erbeben. Wenn er nichts Besseres zu thun weiß, — die Götter wissen's, es ist oft das Gescheiteste! — imponiert er den hübschen Weibern als Stier oder als Schwan oder als ....“

„Oder als Froschkönig,“ ergänzte der Revierförster Hunnemann. „Sie wollen doch nur auf mich sticheln, Herr Linsenbarth.“

„Seien Sie still, Hunnemann, oder ich lasse den Nachtwächter bitten und setze mich zu dem an den Tisch. — Ein Frosch ist der alte Kronossohn nie gewesen. — Oder als goldener Regen wollte ich sagen.“

„Der ist giftig,“ meinte Hunnemann. — Der könnte mir nicht imponieren. Davon giebt's genug.“

„Donnerwetter, Hunnemann!“ schnaubte Linsenbarth zornig. — „Unterbrechen Sie mich nicht immer. Der Danaë hat er imponiert. Ich hab's ihr an den Augen angesehen im Palazzo Borghese. — Dabei kann ich mir doch etwas denken. Aber Wotan! — Lisl, ich wünsche noch ein Viertel. — Wunschmaid bist du mir.“

„Wollen Sie den Punsch von Arac oder von Cognac?“ fragte die Lisl.

„Unsinn! Ein Viertel Wein will ich noch. Viertelmaid bist du mir.“ — Er legte der Lisl

den Arm um die kräftige Hüfte. — „Los-Rieserin warst du mir. Helden-Reizerin warst du mir! Das ist deutsch, Lisl!“

„Aber nei!“ sagte die Lisl und wollte sich losmachen. Doch Kaspar Xaver Linsenbarth hielt die sich Sträubende fest.

„Wunschmaid bist du nicht mehr, — Walküre bist du gewesen. — Nun sei fortan, was so du noch bist.“

„Aber Sie heute, Herr Linsenbarth! Das ist nicht deutsch, das versteh' ich nicht.“ — Lisl entzog sich mit einer schnellen Wendung dem Arm des Übermütigen.

„Das gefällt mir, Herr Linsenbarth. — Was so du noch bist,“ — wiederholte der Revierförster Hunnemann. — „Das ist schön. Haben Sie das in Rom gemacht?“

„Da siehst du, was aus dem germanischen Nebel herauskommt,“ eiferte Linsenbarth. „Hunnemann ist gewiß nicht auf den Kopf gefallen, wenn man deutsch mit ihm redet. Dem Manne von Wahnfried fällt kein Blättchen aus seinem Lorbeerkranze, wenn ein Alltagslebener Pinturicchio kräftig gegen ihn in das Nebelhorn stößt. Was ist aus dem Nebel herausgekommen? Theatergötter mit hölzernen Schwertern und pappenen Schilden,

Schatten ohne Saft und Kraft, ohne Blut und Leben, Statisten, die auf Kommando ihres Hexenmeisters erst den rechten Arm erheben und dann den linken. Sie sollten einmal versuchen, den Wortsalat ohne die Musik aufzuführen. Da würde sich's ausweisen, was er mit seinen Theaterkunststückchen ausrichten würde, mit seinem Schwulst, gegen den großen Seelenkündiger aus England, gegen den Formenadel und die lebensprühende Kunst der beiden Großen von Weimar. — Damit hat's angefangen, mit ihm, die Formlosigkeit, das sinnlich-ekstatische Übermenschentum, der mystische Nebel, der den Leuten wie eine umgekehrte Tarnkappe über Augen und Ohren gezogen wird. Wer sie sich willig auf den Kopf stülpen läßt, dem verschwimmen die reinen Formen, die klaren Gedanken, die einfachen Empfindungen, dem verschwindet die schöne Wahrheit oder die wahre Schönheit der Dinge. — Unsre Herrn Urgroßväter — Gott hab' sie selig! — haben durch den Nebel ihrer Sümpfe und ihrer Methkrüge — hol' der Teufel das Bier! — nichts gesehen, als die Schatten der Wolken und nichts gehört, als das Heulen des Sturms und das Ächzen der Eichen. In dem Nebel ist auch der Mann von Wahnfried gescheitert. Das merkt einer an allen zehn Fingerspitzen, wenn er aus dem Süden, aus

der Sonne in den Alltagslebener December=Morast kopfüber hineinschlittert."

Der Revierförster Hunnemann sog schwere Wolken aus der neu gefüllten Pfeife. Einsenbarth bließ kräftig in das Gewölk, daß es zerfloß.

„Nehmen Sie es nicht übel, Herr Einsenbarth. Ohne Qualm brennt kein Feuer."

„Qualmen Sie in Gottes Namen fort, Hunnemann. Ich sehe, Sie verstehen mich. Wer heutzutage den Qualm den Leuten nicht haufendick in das Gesicht bläst, wird es nicht weit bringen. Was ich sagen wollte, Hunnemann, ohne Qualm: Der Nibelungen=Nebel ist nicht bekömmlich. Wer lange darin herum spaziert, bekommt einen wirren Kopf und geschrotene Nerven, wenn er sie nicht schon hat. Wir brauchen klare Köpfe und warme Herzen. Wir wollen's abwarten, was die Geschichte sagen wird, wenn es zur Bescherung klingelt. Für heute bleibt's dabei: wir protestieren. Sie sollen uns nicht das edelste Instrument, die Sprache, in Grund und Boden fiedeln, und wenn alle Engel und Erzengel im Orchester an den Pulten säßen. Wir wollen keine Maulaffen züchten, die bei jedem Kolophoniumblitz im Chore heulen: Allah ist groß! Wir wollen unsre Frauen und Töchter nicht stigmatisieren und hypnotisieren lassen. Wir wollen

nicht das Königskind mit den Märchenaugen mit dem Strick um den Hals hinter dem Triumphwagen der üppigen Schwester trotteln sehen. Wir wollen gesund bleiben. Basta. — Das Einfache fehlt uns, das Menschliche. Was wissen die Nervenkitzler und Gehirnmaulwürfe davon! — Du hast das Wunder auch erlebt. Aber Ihnen, Hunnemann, muß ich ein Licht aufstecken, damit Sie sehen, daß auch ein Ketzer in Rom seiner Seelen Seligkeit gewinnen kann. Die Ersten malen die Madonna mit dem Jesusknaben als Haupt- und Staatsaktion. Wie die Großen kommen, da verschwinden die Throne, die Tempel, die Baldachine, die Blumen und die Engel, die Heiligen und die Stifter. Was malen sie? — Mutter und Kind. — Seht, Kinder, da ist es mir durch die Seele gegangen, wie ein feuriges Schwert. Was hat Jesus von Nazareth immer wieder in Bildern gedeutet und in Gleichnissen gepredigt? Gott ist unser Vater, wir sind seine Kinder. — Ich habe gesonnen und spintisiert: keine Religion, kein Volk hat diesen Gedanken fassen können, kein Volk, kein Mensch, weil er so einfach ist, so groß! —“

Mein Freund Linsenbarth schwieg und sah sinnend auf den Tisch. Auch ich wußte nichts Besseres zu thun, als den Strom der Gedanken schweigend verrinnen zu lassen.

Der Revierförster Hunnemann war der Erste, der das Wort wieder fand.

„Merkwürdig," sagte er, „wie beim Wein die Gedanken kommen."

„Die schlechtesten sind es nicht, lieber Hunnemann," stimmte ich ihm bei. „Das heißt, wenn keine guten Vorsätze darunter sind."

„Da haben Sie, weiß Gott! recht, Herr Doktor," rief Hunnemann vergnügt. — „Eben wollt' ich gehen. Lisl, noch ein Viertel."

„Halt!" rief Kaspar Xaver Linsenbarth und streckte gebieterisch=wehrend die Hand über den Tisch. „Ich möchte auch noch mitreden. Mit dem Nebel werden wir aufräumen. Wir brauchen Licht, Wärme, Sonne. Sie haben die drei nötig in Ihrem Revier, Hunnemann, und du hast sie nötig in deinem. — Lisl, eine Flasche Rametzer, daß Licht und Wärme in die Bude kommt!"

Der Revierförster Hunnemann erhob winkend die Hand.

„Nur keine guten Vorsätze! — Denn laß nur, Lisl! Herr Linsenbarth hat in der Lotterie gewonnen."

„Das war Ihr Glück, das Wort, Hunnemann," rief Linsenbarth fröhlich. — „Ja, Kinder, ich habe das große Los gewonnen. Seht mich nur an!

Seht ihr nicht, wie ich gewachsen bin?“ — Er reckte seine Gestalt in die Höhe. — „Müde und stumpf bin ich über die Alpen gezogen. Da drüben hat mich das Leben mit großen Augen angesehen, und ich bin genesen. Das Buch der Geschichte lag vor mir aufgeschlagen, jedes Blatt ein Jahrhundert des Werdens. Da ist es über mich gekommen mit Macht. Etwas Neues, etwas Großes, etwas Heiliges hat von mir Besitz ergriffen, etwas, das sich nur fühlen läßt, nicht aussprechen.“

Mir fiel ein, was ich jüngst in banger Nacht niedergeschrieben hatte:

„Was von der Erde war,
„Im Staub der Erde ist's zurückgeblieben.
„Gedanken Gottes werden offenbar,
„Die er ins Buch der Schöpfung eingeschrieben,
„Als einst der Ruf erscholl: Es werde Licht!“ —

Ich hatte unwillkürlich die Worte vor mich hingesprochen.

„Ja!“ rief Kaspar Xaver Linsenbarth begeistert. — „Gedanken Gottes! Seligkeit, ihnen nachzudenken! Segen ohne Ende, ihnen nachzuschaffen! Ewigkeit, in ihnen zu leben!“

Er faßte über den Tisch meine Hand und drückte sie warm.

„Amen!“ sagte der Revierförster Hunnemann leise.

Kaspar Xaver Linsenbarth ergriff die staubige Flasche, welche Lisl gebracht und entkorkt hatte, und füllte die Gläser. Hell klangen sie an einander.

„Wer's ehrlich meint, trinkt aus!“ donnerte er. — „Vorwärts, Sie alter Hasenkönig!“

„Sie wollen doch nur wieder auf den Froschkönig anspielen. Wie Sie wollen, Herr Linsenbarth. Alle Hasen sollen leben!“ Hunnemann erhob sein Glas und leerte es bis zur Neige. Linsenbarth füllte die Gläser von neuem.

„An mir soll es nicht fehlen. Wenn dieses wacklige Jahrhundert um ist, gebe ich Schlag zwölf Uhr nachts meinen Alltagslebener Geist auf, will sagen, meine Backfische à l'huile und ziehe zu euch, nach Wolkenkuckucksheim. Ich fühl's, ich bin reif für euer Narrenhaus.“

„Bravo!“ rief ich freudig überrascht.

„Nur keine guten Vorsätze!“ warnte der Revierförster Hunnemann. — „Da können Sie gleich morgen anfangen mit Umziehen.“

„Sie können wohl nicht mehr bis drei zählen, Hunnemann,“ murrte Linsenbarth. — „Kommen Sie auch mit dem alten Kohl! Das zwanzigste Jahrhundert fängt an, wenn ich am einunddreißigsten Dezember eintausendneunhundert um zwölf Uhr

nachts mein letztes Viertel zu Ehren des neunzehnten getrunken habe. Verstanden?"

Aber der Revierförster Hunnemann verblieb verstockt bei seiner Ansicht.

„Wenn der achtzehnte vorbei ist," meinte er, „kommt der neunzehnte; wenn der neunzehnte vorbei ist, kommt der zwanzigste."

„Aber der neunzehnte ist noch gar nicht vorbei, Hunnemann," ächzte Einsenbarth. „Sie wollen die Weltgeschichte um ein Jahr betrügen. Mein Gott!"

„Doch!" sagte der Revierförster Hunnemann trotzig.

„Aber, liebster Hunnemann, so nehmen Sie doch Vernunft an. Wenn Sie neun Viertel getrunken haben . . . ."

„Kommt das zehnte," ergänzte Hunnemann ungerührt. „Wenn ich neunzehn getrunken hätte, käme das zwanzigste."

„Himmeldonnerwetter, nein, Hunnemann! Hören Sie gefälligst erst, was ich sagen will. Wenn Sie neun Viertel getrunken haben, werden Sie vielleicht zehn bezahlen?"

„Nee," sagte Hunnemann und stand auf. „Übrigens habe ich nur fünf getrunken. — Lisl! Hier sind fünf. — Dabei bleibe ich, Herr Einsenbarth. Wenn es zwölf schlägt, ist es nicht mehr elf."

Im selben Augenblick setzte das Schlagwerk der alten Wanduhr mit zwölf tiefen Schlägen ein.

„Sie haben's gut, Herr Linsenbarth," höhnte Hunnemann. „Sie sind nun immer noch in der vorigen Woche."

„Unsinn, Hunnemann! Ihre Augen werden schwach. Sie können in dem Decembernebel den Samstag nicht mehr vom Sonntag unterscheiden. Die Woche fängt mit dem Sonntag an."

„Ihr seid alle lästerliche Heiden, ihr in Wolkenkuckucksheim." —

Der Revierförster Hunnemann steckte die Pfeife ein und schlüpfte in den Pelz. — „Ich hab's wohl gemerkt an euren Redensarten. Nun fangt ihr schon die Woche mit Faulenzen an. — Gute Nacht, Herr Doktor! Gute Nacht, Herr Linsenbarth! Recht hab' ich doch. Neunzehnhundert ist neunzehnhundert, und wenn Sie neunzehn Mal sagen: neunzehnhundert ist achtzehnhundert. Ich hab' auch rechnen gelernt. — Gut' Nacht, Lisl!" —

Er stapfte langsam aus der Thür.

Wenige Minuten später trat ich mit meinem Freunde Linsenbarth auf den stillen Marktplatz von Alltagsleben, über dem die Sterne funkelten. Er reichte mir die Hand zum Abschied.

„Sieh!" sagte er leise und wies mit der Hand

nach oben. — „Gedanken Gottes! — Wie groß ist der Mensch, wenn er den Gott in sich fühlt! Den ganzen Abend ist mir's im Kopfe herumgegangen: „Im Anfang war das Wort.“ —“

Ich sah ihm überrascht in das bewegte Gesicht.

„Es ist so einfach. Gedanken Gottes sind wir, du und ich, die Millionen vor uns und die nach uns, jeder ein neuer, ein andrer, ein besondrer. Und nur Einer, Einer nur, der es vermocht hat, den göttlichen Gedanken rein und schön aus sich herauszuarbeiten: Jesus von Nazareth! — Je weiter von der Welt, um so näher Gott. — Übers Jahr komm' ich zu euch, nach Wolkenkuckucksheim. — Gute Nacht!“

Urania.

✿

„Tritt herein, Fremdling. — Schließet den Kreis um ihn, ihr göttlichen Schwestern. — Lege den verhüllenden Mantel ab, daß wir die Farben des Gewandes sehen, in welchem du einherschreitest. — Schwarz und rot. Sprich, was bedeuten die Farben?"

„Die schwarze Farbe bedeutet den Ernst, die Trauer, den Tod. Die rote bedeutet den Scherz, die Freude, das Leben. Zwischen beiden Farben ist mein Gewand geteilt."

„Fraget den Fremden, ihr holden Schwestern, was er bringt: Heil oder Unheil, Segen oder Fluch, Licht oder Finsternis, Liebe oder Haß, Frieden oder Krieg? — Tritt hervor, Urania, die du die Höhen und die Tiefen durchforschst. Frage du ihn zuerst." —

„Was bringst du?"

„Ich bringe Länder und Meere zum Geschenk,

das gleißende Gold aus den verschwiegenen Kammern der Berge, die verborgenen Kräfte der Luft und der Erde. Ich bringe neue Sterne."

„Neue Sterne! Ich danke dir." —

„Tritt hervor, ernste Klio, und frage ihn."

„Was bringst du, Fremdling?"

„Die Großen sind tot. — Ich bringe die Kleinen."

„Was soll ich von ihnen auf meine Tafeln schreiben?"

„Schreib': Neid und Haß, Lüge und Heuchelei. Schreib': Schwäche und Eitelkeit. Schreib': Thränen und Not."

„Krieg oder Frieden?"

„Kannst du schreiben ohne Blut?" —

„Frag' du ihn, stolze Polyhymnia."

„Was bringst du, sag' an?"

„Schöne Worte und glänzende Reden, tönendes Erz und klingende Schellen. Ist dir's genug?"

„Bringst du die Wahrheit?"

„Was fragst du nach der Wahrheit? Die Wahrheit ist bei Gott. Eine und die andre berge ich unter dem Mantel da." —

„Was sinnst du, Melpomene? An dir ist's, zu fragen."

„Was bringst du den Menschen? Sprich!"

„Irrtum, Schuld und sühnenden Tod, — das Notwendige.“

„Bringst du auch Erhebung? Bringst du Erlösung vom Menschlichen, Versöhnung mit dem Ewigen? — Du schweigst?“

„Ich habe keine Macht über der Menschen Seelen.“ —

„Frag' du ihn denn, kluge Kalliope.“

„Bringst du Helden, von ihnen zu singen, und rühmliche Thaten, sie im Liede zu preisen? — Du schweigst?“

„Frag' das Jahrhundert, das nach mir kommt. Ich komme zu den Lebendigen. Dir gehören die Toten.“

„So gieb Thalien Antwort, Fremdling. Frage du ihn, lächelnde Thalia!“

„Gieb mir Antwort, fremder Mann. Was bringst du?“

„Ich bringe verliebte Gecken und launische Mädchen, betrogene Gatten und eifersüchtige Weiber, kuppelnde Mütter und verblendete Väter.“

„Immer das Alte.“

„Ich bringe mehr. Ich bringe neunundneunzig neue Narrheiten und von Thorheiten jedes Jahr ein neues Schock.“ —

„Das läßt sich hören. — Nun, leichtfüßige



Terpsichore, was wird dir der Fremde antworten?"

„Ich fürchte mich, ihn zu fragen. Er ist so ernst."

„So will ich ihn fragen für dich. Was bringst du?"

„Die Geigen werden nicht ruhen und die Flöten werden nicht schweigen. Denn die Menschen wollen fröhlich sein."

„Das ist ein gutes Wort. — Du hast noch nicht gefragt, sanfte Euterpe."

„Was bringst du, fremder Mann?"

„Lieder und Wein."

„Sei willkommen!" —

„Du bist die letzte, schüchterne Erato."

„Was bringst du für mich?"

„Träume und Veilchen."

„Sei gegrüßt!" —

Wohlan! So kann es uns nicht fehlen: Geigen und Flöten, Lieder und Wein, Veilchen und Träume, — was wollen wir mehr! —

Führ' ihn, den Fremdling, Apollon, mächtiger Gott, an der Hand durch die Geschlechter der Menschen. Ihr göttlichen Schwestern, schließet im Chore den festlichen Zug! So geleitet ihn mit wechselndem Saitenspiel durch das viel-

gestaltige Leben: Vom Himmel zur Erde, über Länder und Meere, durch Krieg und Frieden, durch Thränen und Not, durch Irrtum und Schuld, durch Narrheit und Thorheit, durch den Lärm des Marktes und durch das Geschrei der Krämer vorüber an den geweihten Stätten, wo Helden von ihren Werken ruhen. Es singe und klinge um ihn von ewiger Jugend, von Träumen der Liebe, von goldener Zeit!" —

Du sollst fröhlich sein! Nicht nach den Worten, die warnend geschrieben stehen: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot." Ein fröhliches Herz, ein festes Herz! —

Gutes und Böses, Kluges und Närrisches, Großes und Kleines, Ernst und Scherz, Begehren und Entsagen, — an den Augen des Geistes zieht es in Gestalten, vorüber in wechselnden Bildern, welche das schaffende Leben der dem Lichte geöffneten Seele eingedrückt hat. Sie kommen und gehen still, sie grüßen freundlich. Sie lächeln im Vorübergehen: Kennst du uns? Kennst du uns wieder?

Ja, ich kenne euch und ich danke euch, daß ihr gekommen seid, mich zu mahnen.

Ruhig schlägt das Herz, das einst wild geschlagen hat in Trotz und Verzagtheit.

Dank dir, Apollon, mächtiger Gott! Dank euch, ihr himmlischen Töchter des Zeus! —

Bringe uns Träume und Lieder! Bringe uns Veilchen und Wein, neues Jahrhundert! —

Du sollst fröhlich sein.

lich; er sehnt sich leidenschaftlich nach Schönheit; eine Kunst ohne Liebe ist ihm undenkbar. „Was die meisten Menschen am Kunstwerk als Natur aussprechen, ist nichts anderes, als die Meisterschaft des Künstlers, ohne Kunst.“ Das ist das Bekenntnis aller jener in unsrer Zeit, die sich nicht von den Schlagworten der flüchtigen Moden in der Litteratur und Kunst beirren lassen, und insofern wird Aly gewiß viele Sympathien finden. In seinem „Wolkenkuckucksheimer Dekamerone“ versucht er nun eine humoristische Auseinandersetzung mit seiner Zeit, der die Schönheit abhanden gekommen ist. Ob er aber auch mit der Zeit, in der sich sein Humor äußert, ebensoviele Sympathien wie mit seiner Theorie finden wird, erscheint mir zweifelhaft. Sein Humor äußert sich nämlich in altmodischer Art. Es sind Plaudereien vom Hundertsten ins Tausendste; Aly spricht einmal von den Beinkleidern der Radlerinnen, ein andermal vom Hochmut der Adeligen, dann von der Eitelkeit der Kleinstädter, er flicht Landschaftsbilder und lyrische (übrigens sehr schöne) Gedichte und Stimmungsbilder aus Italien ein, kleine Novellen, autobiographische Bekenntnisse seiner humoristischen Gestalten, eines selbstironischen Malers, eines äußerlich grobianischen, in Wahrheit aber gemütvollen Revierförsters und dergleichen mehr. Das Ganze spielt in „Alltagsstadt“, in „Normalheim“, der Dichter selbst ist aus Wolkenkuckucksheim — kurz, man erkennt sofort den humoristisch sein sollenden Stil der Romantiker, der heute noch seinen (allerdings auch echt humoristischen) Vertreter in Wilhelm Raabe hat. Aly ist vielleicht gerade mit dieser gewiß bewußten Nachahmung der Romantiker — wozu noch der wieder neu betonte Gegensatz von Künstler und Philister kommt — „moderner“, als er gedacht haben mag, denn die solange durch den Naturalismus gefesselte Subjektivität macht sich zur Zeit in Nachahmungen des romantischen Stils gern Luft. Trotzdem kann man dieser Manier doch nicht mehr Geschmack abgewinnen, was uns aber nicht abhalten soll, die dichterische Begabung Alys warm anzuerkennen und ihr nur noch zu wünschen, daß sie den anfänglich eingeschlagenen Weg objektiver Gestaltnng und Schönheit fortschreite. Denn nur auf diesem Wege liegt die rechte Kunst.

Breslauer Morgenzeitung: Das „Wolkenkuckucksheimer Dekamerone" ist ein seltsames Gemisch von Ernst und Scherz, von Satire und Humor, von phantastischer Übertreibung und ergreifender Wirklichkeit. Ein einheitlicher Faden, sozusagen ein Menschengeschick, durchzieht das Ganze, ohne ihm einen festeren Zusammenschluß zu geben. Ja, man thut gut, das Buch in Absätzen zu lesen, denn nur so gewinnen wir Zeit und Muße, uns in die aphoristische Eigenart des „Dekamerone" einzuleben. Wie gesagt, ein ganz sonderbares Buch, das vielleicht nicht jedem gefallen, aber von niemandem geistlos und öde gescholten werden wird. Von echter poetischer Kraft und tiefer Gefühlswärme zeugen einige zwischen die einzelnen Tage zerstreute lyrische Stimmungsbilder.

Das litterarische Echo: Das Gefühl, das bei der Lektüre von Alys Buch alle anderen mächtig überflutet, ist eine aufrichtige Freude: Freude darüber, daß Bücher wie dieser „Wolkenkuckucksheimer Dekamerone" heutzutage noch in Deutschland geschrieben werden, und auch Freude, daß solche Werke einen Verleger finden. Denn nicht dem Geschmack der breiten Masse kommt Aly entgegen: er wandelt einsame Pfade, und sein Buch ist eines von denen, die sich in keines der bekannten und beliebten Fächer einrangieren lassen. Bald lächelt es daraus wie der feine Humor Gottfried Kellers, bald grollt und poltert es im Geiste Schopenhauers, bald werden wir an die phantastischen Romane der Brentano, Arnim oder Eichendorff gemahnt. Den Grundstock des Werkes bilden novellistische Abschnitte, in denen in lockerem Gefüge allerlei von dem Phantasieort Wolkenkuckucksheim, „genau tausend Meter über dem Durchschnittsniveau des Landes gelegen", und von seinen gescheiten Einwohnern, sowie von den simplen Nachbarorten Alltagsleben und Normalheim erzählt wird. Der Verfasser ist selbst ein Wolkenkuckucksheimer und hegt als solcher seine klugen Urteile über Welt und Menschen, die er verblümt zum Ausdruck bringt. So läßt er scharfe Lichter auf das „zwischen Konventionen und Paragraphen, zwischen Gold und Lüge eingeklemmte Leben" der Gegenwart fallen, auf das ver-

knöcherte Rechtswesen und die steife Rechtsprechung, auf bureaukratischen Schematismus und kleine menschliche Schwächen, wie z. B. Parfümieren und Radfahren der Frauen. Sein lebhaftes Interesse aber und seine heiße Liebe gilt der deutschen Kunst, der er Erlösung aus allen engenden Fesseln wünscht, Befreiung von dem Scheinwesen der Moderne und ein Erheben zu den höchsten Zielen und der edelsten geistigen Vertiefung. Zwischen diese erzählenden Abschnitte sind anfangs — ganz nach Art der vom Verfasser gepriesenen Romantiker — kurze, märchenhafte Phantasiestücke eingeschoben, oft auch lyrische Ergüsse, in denen sich starkes poetisches Empfinden und eine individuell gefärbte Sprachgewalt offenbaren. Zumal einige Gedichte erheben sich zu beträchtlicher künstlerischer Höhe. An den Schluß endlich hat der Verfasser einen Abschnitt „Exodus" gesetzt, dessen einzelne Kapitel italienischen Szenerien und den sie umknüpfenden Reflexionen gewidmet sind. Auch hier regt des Verfassers Phantasie oft machtvoll ihre Schwingen und fesselt ebenso sehr durch die Kraft ihrer Stimmung wie durch die eingesponnene Weisheit. Was Eduard Aly in seinem mutigen und klugen Buche erzählt und vorbringt, ist nicht immer neu und nicht immer besonders tief, und die wechselnde, lockere Form dieses neuen „Dekamerone" ist oft nahe daran, zur Formlosigkeit zu werden. Aber aus jeder Seite des reizvollen Werkes spricht ein von edelstem Idealismus erfüllter, reichbegabter Geist, der den höchsten Zielen der Kunst zustrebt, der seiner Mitmenschen Schwächen und Gebrechen scharf erkannt hat und ihnen durch die Macht der Poesie und den Stachel überlegenen Spottes zu helfen strebt. Der stillen Liebe und des sinnenden Verweilens, die der Autor seiner Schöpfung in der „Widmung" wünscht, ist Alys „Wolkenkuckucksheimer Dekamerone" wert.

Deutsche Roman-Zeitung: Es ist ein liebenswürdiges Buch, das einen ernst-heiteren Menschen wiederspiegelt. Es liegt in seiner Art etwas Zurückhaltendes, als läge in ihm noch gebändigte Leidenschaft. Er besitzt Humor, der zuweilen echt deutsches Gepräge erhält, aber trotz des

Einschlags von wärmerem Gefühl nicht empfindsam wird. Das Wort „Dekamerone“ im Titel dürfte manchen enttäuschen, der dahinter Nahrung für Lüsternheit schnüffelt, aber manchen anderen abhalten, das Buch zu kaufen. Deshalb ist es nicht glücklich gewählt. Ich empfehle das Buch bestens.

Düna-Zeitung: Hinaufführen will das Buch aus den grauen Gründen der platten Gewöhnlichkeit zu der Schönheit lichten Tempelbauten. Sinnende, denkende Leser werden es an manchen Stellen auch wirklich wie einen feierlichen Gruß aus dem Buche klingen hören.

Leipziger Neueste Nachrichten: — Der Verfasser ist ein merkwürdiger, aber überaus kurzweiliger Lebensphilosoph. Zwei Weltanschauungen stellt er einander gegenüber: das Wolkenkuckucksheim der Poeten und Träumer, und das Normalheim des Alltagslebens; dort Romantik, hier Entsagung; dort Feiertagsstimmung und stiller Märchenzauber in Liedern und Tönen, hier menschliches Thun und Treiben mit allen Thorheiten und Eitelkeiten. Mit Scherz und Spott bekämpft das Buch die Auswüchse des modernen Lebens, das Pharisäer- und Philistertum. Der Leser wird, ohne etwa mit dem Verfasser überall einverstanden zu sein, doch seine Freude an den Ausführungen des Verfassers haben und dem Buche angenehme Stunden verdanken.

Eduard Aly

Der neue Schwabenspiegel

Ein Roman von gestern

geh. M. 2.—; geb. M. 3.—

Aus den Besprechungen:

Dresdener Anzeiger: „Die Gegenwart will ihre Rechte! Was sich täglich im Dichter von Gedanken und Empfindungen aufdrängt, das will und soll ausgesprochen sein.“ Von diesem Gesichtspunkte aus hat der Verfasser des „Wolkenkuckucksheimer Dekamerone“ in seinem neuen Werke das reisende Deutschland in den Mittelpunkt des Buches gerückt. Wer Gelegenheit hat, öfter über die schwarz-weiß-roten Grenzpfähle hinauszukommen, wird zu bemerken haben, daß wir, im einzelnen betrachtet, im Urteil der Völker unseren Platz hinter der ungeselligsten aller Nationen angewiesen erhalten, hinter den Engländern. Den leider uns immer noch anhaftenden Mangel eines nach außen kräftig auftretenden Nationalbewußtseins suchen gar manche durch einen nationalen Hochmut auszugleichen, der, von Vorurteilen genährt und in hergebrachten Anschauungen befangen, sich nicht die geringste Mühe nimmt, der besonderen Eigenart eines fremden Volkes, eines fremden Landes gerecht zu werden. Wir lieben unsere Fehler mehr, als fremde Vorzüge. Von Jahr zu Jahr mehren sich die Klagen einsichtiger Reisender über das reisende Deutschland. Wie unsere Landsleute dem unbefangenen Beobachter außerhalb der heimischen vier Wände im freien Lichte des Reiseverkehrs erscheinen, das schildert der neue Schwabenspiegel mit Humor und Satire in einer Folge von greifbaren Typen,

die auf jedem Bahnhofe, in jedem Gasthause zu finden sein dürften. Wer genauer zusieht, wird finden, daß das Herz dem Verfasser die Feder führt. Davon zeugen die dem kleinbürgerlichen, engbrüstigen Durchschnitt des deutschen Reisepublikums gegenübergestellten Figuren, welche vornehme deutsche Art vertreten. Die liebevolle Durchführung des Besonderen scheint ihre Vorbilder unter den Meistern der deutschen Renaissance gesucht und gefunden zu haben. Wie bei diesen fehlt auch dem Buche die Groteske nicht. Sie richtet sich gegen die geist- und geschmacklose Romanschablone, welche trotz aller reinigenden Stürme immer noch mit blonden Heldenmädchen und braunen Heldenjünglingen ihr Wesen treibt. An der einfachen Liebesgeschichte des Buches ist nichts erfunden. Sie macht den Eindruck des Erlebten. Echte Realistik kämpft mit allen Waffen gegen die falsche Romantik des sogenannten Familienromanes. In diesem Sinne ist das Buch, um wieder mit Goethe zu reden, ein Gelegenheitsgedicht.

Berliner Tageblatt: Notizbuchblätter eines kurzweiligen Lebensphilosophen. Wer Alys „Wolkenkuckucksheimer Dekamerone" kennt, findet hier die ebenso amüsante Fortsetzung; und wer jenen nicht kennt, der lese beides. Aly ist Romantiker, also „von gestern" — beinahe kann man schon wieder sagen: also modern! Er mag nicht mitmachen, wo man den historischen Konnex haßt und mit dem Wirklichen Kultus treibt. Er schwärmt für Italien, für Brentano, Arnim, Eichendorff. Er sehnt sich nach Schönheit, nach harmonischer Bildung, nach dem blühenden Leben jenseit der knochendürren Zaunpfähle gedankenloser Schlagworte, die es einzirken. So wird er zum Kritiker an seiner Zeit, die er doch liebt, weil er schließlich auch ein Mensch ist und ein Zeitgenosse. Sein gutes Herz erweicht den scharfen Satiriker in ihm zum milden Humoristen.

Diesmal hält er dem Reisen, der sommerlichen Modekrankheit seiner lieben Mitmenschen den Schwabenspiegel vor. Er sagt: „Leben ist eine hohe Kunst. Reisen ist eine größere. Denn reisen ist leben im Superlativ. Den Tag

zu bilden, ihn nach der persönlichen Eigenart zu gestalten, aus dem scheinbar Gewöhnlichen, Alltäglichen, aus dem Nichts mit schaffender Seele etwas hervorzubringen, verstehen nur Wenige. Die Meisten kommen über eine unleidliche Manier nicht hinaus." Und nun führt er uns die Typen der heutigen Reisenden in famoser, wenn auch hier und da etwas übertreibender Anschaulichkeit vor, wie sie sich in der Villa Rosa bei Fräulein Geiergier an einem Tisch zusammenfinden. Da bekommt jeder sein Teil und wird sein Porträt irgendwie erkennen — können. Denn gezwungen wird bei Aly niemand.

Die umständliche, altmodische Art des Verfassers, der beim Plaudern leicht den ohnehin lockeren Faden der Handlung aus der Hand gleiten läßt, wird sehr eilige Leser nicht immer befriedigen. Aber wir hoffen um der Wahrheit und Sinnigkeit willen, die in diesem Buche leben, sein Verfasser werde nicht vergeblich gesagt haben, was er hier „genau tausend Meter über dem Durchschnittsniveau des Landes" sich sorgend von der Seele herunterschrieb.

Der Kyffhäuser: Ein Buch der neuen deutschen Romantik, das mit etwas zu ausgeklügeltem Humor beginnt, im weiteren Verlaufe aber auf die sonnige Höhe einer hellen, echt deutschen und ordentlich erwärmenden Lebens- und Weltanschauung steigt. Aus der Menge von komischen und langweiligen, gescheiten und bornierten Menschen, deren Bilder und Schicksale Eduard Aly vor uns durcheinanderwirbelt, stechen ein paar gute, geistig und sittlich hoch und modern stehende Menschen hervor, deren Gesprächen wir oft mit lauten Beifallsrufen folgen möchten. Das ganze Buch ist eigentlich kein Roman im landläufigen Sinne. Es ist ein Beichtbuch, voll der Bekenntnisse, die sein Schöpfer auf dem Herzen hatte, in dieser Art vielleicht am ähnlichsten dem „Pankrazius Graunzer" unseres Bierbaum. Aber wir finden goldene Worte darin: wenn er über die Flachheit, über die Prüderie, die Mittelmäßigkeit und die schreckliche Geistlosigkeit unserer Durchschnittsmenschen loszieht. Das Herz lacht einem bei diesen fröhlichen, angriffslustigen Worten, die kein Griesgram, sondern ein für die großen

Eigenschaften unserer deutschen Seele warm Begeisterter spricht. Ein Teil des Buches hat die Landschaften des an Südtirol stoßenden Italiens zum Hintergrund. In diesen Stellen erkennen wir, daß Aly nicht nur ein fröhlicher Räsonneur, sondern auch ein Dichter ist.

Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.




This Book is Due